

**Zeitschrift:** Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte  
= Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie =  
Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

**Band:** 63 (1980)

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Recensions = Recensioni

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen / Recensions / Recensionioni

*Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann.* Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Herausgegeben vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern. Staatlicher Lehrmittelverlag Bern.

Band 1: A. Furger, A. Orcel, W. Stöckli, P. J. Suter, Vorbericht. 96 Seiten, 53 Abbildungen, 4 Falttafeln, 1977.

Band 2: B. Grundbacher, H. R. Stampfli, Tierknochenfunde. Erster Bericht. 68 Seiten, 22 Abbildungen, 8 Tabellen, 2 Falttafeln, 1977.

Band 3: B. Ammann, A. Furger, M. Joos, H. Liese-Kleiber, Der bronzezeitliche Einbaum und die nachneolithischen Sedimente. 96 Seiten, 60 Abbildungen und Tabellen, 5 Falttafeln, 1977.

Band 4: A. Orcel, Analyse archéologique des sédiments. 233 Seiten, 41 Abbildungen, 87 Pläne, 21 Falttafeln, 1978.

Der Bau der Nationalstrasse N5 hat neben den umfangreichen Rettungsgrabungen in 10 Ufersiedlungen bei Auvernier<sup>1</sup> eine weitere Untersuchung grossen Ausmasses notwendig gemacht, welche einen Teil der seit 1874 bekannten neolithischen Ufersiedlung von Twann am Bielersee erfasste. Im Zeitraum von Juli 1974 bis April 1976 wurde ohne Unterbrechung eine Fläche von 160 × 14 m untersucht, die inzwischen den uferparallel verlaufenden Strassentunnel aufgenommen hat. In einer beeindruckenden Tiefe von 5 m unter der heutigen Oberfläche kamen in der durch Spundwände abgestützten und fortlaufend entwässerten Baugrube die jungsteinzeitlichen Ufersedimente zutage. Diese umfassten ein bis zu 1,4 m mächtiges Schichtpaket der Cortailod-Kultur, das im NO des Schnittes von Straten der Horgener Kultur überlagert wurde, die im Gesamten eine Mächtigkeit von 35 cm erreichte.

Die überregionale Bedeutung der Fundstelle zeigt sich neben der erheblichen Schichtmächtigkeit auch in den Fundzahlen, die sich auf rund 22 000 Stein-, Geweih- und Knochenartefakte, 100 000 Keramikscherben und 200 000 Knochen belaufen. Ein mehrfacher Wechsel von Grabungsleitung und Grabungsmethoden sowie Zeitdruck und technische Schwierigkeiten haben dabei sehr unterschiedlich zu bewertende Daten erbracht. Die Bearbeiter, welche die Aufgabe einer synthetischen Auswertung des riesigen, aber uneinheitlich geborgenen Materials letztlich übernommen haben, sind sich dieser Problematik voll bewusst. Glücklicherweise können sie sich wesentlich auf in eigener Verantwortung ergrabene Teilflächen oder persönlich entnommene Proben und Profilsäulen berufen.

Grundlegende Stützen der Auswertung sind eine minutiös nach natürlichen Schichten gegrabene Fläche von 300 m<sup>2</sup> etwa im Zentrum des Grabungsschnittes (Feingrabung, Gesamtleitung A. Orcel) sowie die fotogrammetrische Dokumentation auch aller anderen Grabungsetappen einschliesslich einer massgerechten Aufnahme der Profile. Eine Teilfläche von 23 m<sup>2</sup> wurde bei «starker Betonung naturwissenschaftlicher Fragestellungen» geleitet vom sedimentologischen Bearbeiter

(M. Joos) unter Mitwirkung der entsprechenden Naturwissenschaftler in eigener Regie ergraben. Eine gesonderte Publikation dieser «Spezialgrabung» wird für die nahe Zukunft angekündigt. An der noch in vollem Gange befindlichen Auswertung der Grabungsergebnisse sind weiterhin folgende Disziplinen beteiligt: Pollenanalyse, Analyse pflanzlicher Grossreste (Samen und Früchte, Holz), Dendrochronologie, Archäozoologie, C 14-Altersbestimmung und erdmagnetische Datierung.

In erstaunlich rascher Folge erschienen schon ein Jahr nach Abschluss der Geländearbeiten eine Sammlung von Vorberichten sowie zwei endgültige Publikationen, gefolgt von einem weiteren, endgültigen Bericht im kommenden Jahr, der den 4. Band, der auf insgesamt ca. 20 Bände konzipierten Publikationsreihe darstellt. Die 70 bis 230 seitigen Bände in gefälligen Glanzkartoneinbänden sind mit zahlreichen Grafiken und Fotos ausgestattet und enthalten im Anhang – sowie dem Band 4 in einer gesonderten Mappe beigegeben – als Falttafeln gedruckte Pläne und Profile.

In der Einleitung des ersten Bandes zeichnet W. Stöckli den Fortgang der Untersuchungen, bis zur Auswertung der Projektgruppe Twann in Bern, nach. Damit verbunden erhält man eine erste Einführung in die topographischen Gegebenheiten des Twanner Ufers wie über das stratigraphische Grundgerüst des ergrabenen Siedlungsausschnittes.

A. Orcel beschäftigt sich in seinem Vorbericht zur «Interprétation stratigraphique du site lacustre de Douanne» zunächst ebenfalls mit der Lage der Siedlung, den unterschiedlichen Grabungstechniken und der Benennung der Sedimenteinheiten. Innerhalb der Cortailod-Schichten wurden in den Grabungsabschnitten 1–5 grob drei Schichtpakete unterschieden, die als US (untere Schicht), MS (mittlere Schicht) und OS (obere Schicht) bezeichnet werden. Ausschlaggebend für diese Trennung waren zwei zwischengelagerte Seekreidebänder, die aufgrund ihrer grösseren Mächtigkeit gegenüber anderen Seekreidelagen zunächst berechtigten Anlass gaben. Im Verlauf der Grabung hat sich jedoch gezeigt, dass auch diese Kreideschichten stellenweise bis zur Unkenntlichkeit ausdünnen und die wesentlichen Zäsuren in der Besiedlungsgeschichte des Platzes wohl an anderen Stellen zu suchen sein werden. Hierzu können die Ergebnisse der nach einzelnen Straten gegrabenen Feingrabung herangezogen werden. Eine differenziertere Bergung des Fundmaterials wurde auch im nord-östlich an die Feingrabung anschliessenden Areal vorgenommen. Im folgenden wird mit den Arbeitsverfahren der Feingrabung vertraut gemacht und das System der Sedimentbeschreibung und -Interpretation vorgestellt. Da die vorgetragenen Methoden und Ergebnisse unverändert in die endgültige Publikation eingegangen sind, kann hier auf die ausführlichere Diskussion des inzwischen erschienenen Bandes 4 am Ende dieser Besprechung verwiesen werden.

<sup>1</sup> vgl. Mitteilungsblatt SGUF 30/31, 1977.

<sup>2</sup> J. Lüning, Zur quantitativen Untersuchung neolithischer Scherben. Prähist. Zeitschr. 47 (1972) 213–222.

Einen «Überblick über die Cortaillod-Keramik von Twann» gibt W. Stöckli anhand des Fundmaterials aus den Grabungsabschnitten 1–5. Unsauber getrennte Bereiche der US, MS und OS werden für eine vorläufige statistische Auswertung ausgespart, wie das in ähnlicher Weise auch für die vorläufige Auswertung der Hirschgeweih-Artefakte gilt. Auf 8 Abbildungen werden vor allem die vollständig erhaltenen Gefässfunde vorgestellt, was, wie der Verf. auch ausdrücklich betont, keine repräsentative Auswahl bedeutet. Die herangezogenen 4000 Randscherben lassen jedoch generelle Trends der Keramikentwicklung innerhalb des Cortaillod-Schichtpaketes erkennen. So nehmen die Anteile der Töpfe von US nach OS zu, während Schalen gleichermassen abnehmen. Knickschalen sind für die US besonders typisch; die Anteile der Kalottenschalen zeigen mit der Zeit eine abnehmende Tendenz; Ösen werden im Verlauf der Entwicklung häufiger durch Knubben ersetzt. «In allen Schichten dominiert der Rundboden», von US nach OS nehmen jedoch die wenn auch geringeren Anteile der Flachböden zu. Die Qualität der Ware wird im erfassten Zeitraum schlechter: Die Wandstärken werden um ca. 2 mm stärker, größere Magerung tritt auf; die anfänglich sorgfältige Politur der Innen- und Aussenflächen wird aufgegeben. Hier zeigt sich erneut ein überregionaler Trend zur Keramikverschlechterung, der schon von Lünig<sup>2</sup> für den Bereich Mittelneolithikum-Jungneolithikum statistisch erfasst wurde, auch bei Winiger<sup>3</sup> zwischen seiner älteren Pfyner Ware von Feldbach und der mittleren und jüngeren Pfyner Keramik andeutungsweise erkennbar ist und vom Rezensenten für die Entwicklung der Pfyner/Michelsberger Inventare des Bodenseegebietes bestätigt werden kann.

Der Autor unternimmt schon im Vorbericht einen breit angelegten Vergleich mit zahlreichen anderen Cortaillod-Inventaren und zieht entsprechende relativchronologische Konsequenzen. Als Ergebnis zeigt sich eine chronologische Neuordnung der Cortaillod-Inventare, die in gewisser Weise eine Umdrehung der bisherigen Vorstellungen beinhaltet. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Verknüpfung der unteren Schicht von Twann mit der oberen Schicht von Hitzkirch-Seematte, die in der dortigen Stratigraphie das jüngere Cortaillod (*cortaillod recent*) nach Gonzenbach<sup>4</sup> repräsentiert und vom älteren Cortaillod (*cortaillod ancien*) unterlagert wird. Da dieses «*cortaillod recent*» in Twann die unterste Schicht bildet, wird die bisherige Benennung mit Vorteil aufgegeben. In Anlehnung an ähnliche stratigraphische Ergebnisse und Folgerungen in Auvernier Port<sup>5</sup> wird für den Horizont US jetzt der Begriff «*cortaillod classique*» (klassische Cortaillod-Kultur) übernommen. Die Funde aus der OS werden als «*cortaillod tardif*» (späte Cortaillod-Kultur) bezeichnet, dem man bisher unter seinem alten Namen (*cortaillod ancien*) in pauschaler Weise sowohl jüngere Inventare als Hitzkirch, obere Schicht, als auch synchrone Inventare zu Hitzkirch, untere Schicht zugeordnet hatte. Einzig letztere verdienen ihren Namen zurecht und stellen jetzt konsequenterweise eine vorklassische Phase des Cortaillod dar.

Das neu gezeichnete Chronologieschema des Schweizer Jungneolithikums ist damit sicher den tatsächlichen Verhältnissen ein gutes Stück näher gerückt. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass hier – ausgehend von der Twanner Stratigraphie – ein geographisch weitreichendes Chronologiesystem entworfen wurde, das zunächst noch weitgehend auf typologischen Vergleichen beruht. Da sich in den schweizerischen Ufersiedlungen geradezu ideale Bedingungen für absolute Datierungen anbieten und derzeit in grossem Umfang ausgeschöpft werden, kann man für die nächsten Jahre nur gespannt sein, innerhalb welcher Toleranzgrenzen die typologischen Parallelen des Verfassers chronologische Gleichzeitigkeit widerspiegeln

oder inwieweit sie nicht auch in der Zeitachse verschobene Inventare der gleichen Keramiktradition erfassen. Typologie wäre dann auf der Grundlage eines absoluten Zeitmassstabes weniger ein Hilfsmittel der Chronologie als ein Instrument des Kulturvergleichs mit ethnographischer Fragestellung.

Die Stimmigkeit der typologischen Bezüge Stöcklis bestätigt sich in erfreulicher Weise durch ein unabhängig davon entwickeltes typologisches System der Hirschgeweihgeräte. P. J. Suter stellt in seinem Vorbericht über «Die Hirschgeweihartefakte von Twann und ihre Bedeutung für die Chronologie der Cortaillod-Kultur» in sehr ausführlicher Weise seine Typeneinteilung von Hirschgeweihfassungen einschliesslich metrischer Kriterien vor – ganz im Gegensatz zur Darstellung der Keramik, bei der die gegenseitige Abgrenzung der Formen noch nicht klar kenntlich wurde. Die graphisch gut lesbaren Verteilungen der Typen in Stückzahlen und Prozentangaben zeigen von US nach OS einen generellen Trend der Ablösung von Sprossenfassungen durch Stangenfassungen bei sukzessiver Erweiterung und Umgewichtung des Typenspektrums. Hier eröffnet sich dem Archäologen in Zusammenhang mit dem technologischen Angang von Billamboz<sup>6</sup> ein seit Vouga<sup>7</sup> kaum mehr beschrittener Weg, der von einer allzusehr auf die Keramik konzentrierten Betrachtungsweise wegzuführen vermag. In einem Exkurs finden Hirschgeweih-Becher, die vornehmlich in US gefunden wurden, wie sogenannte Schmuckanhänger und Geweih-Perlen eine eingehende Erörterung.

Die endneolithischen Straten werden von A. Furger in «Die Schichten der Horgener Kultur» gesamthaft vorgestellt, sowohl was die Befunde wie auch das Fundmaterial betrifft. Auch hier hat man die Straten zu drei Komplexen zusammengefasst und als untere, mittlere und obere «Horgener» Schicht bezeichnet. Den Horgener Siedlungsschichten wird entgegen den entsprechenden Cortaillod-Ablagerungen eine grössere Beeinflussung durch das Wasser attestiert, die sich u. a. darin äussert, dass im unteren Horizont Schichtreste teilweise nur unter schützenden Lehmlinsen erhalten geblieben sind. Eindeutige Baustrukturen sind ausser einem vorab ohne Dendrochronologie kaum entwirrbaren Pfahlfeld und einer Gruppe einheitlich orientierter Lehmlinsen nicht nachzuweisen. Das Fundmaterial der mittleren und oberen «Schicht» wird als westschweizerische Variante der Horgener Kultur angesprochen und deckt sich gut mit den von Itten<sup>8</sup> aus der Westschweiz publizierten Materialien. Eine Tabelle gibt ähnlich wie für den Cortaillod-Komplex einen Überblick zur typologischen Entwicklung der Hirschgeweih-Zwischenfutter. Besonderes Interesse verdient der unterste Horizont, der eine Keramik mit bauchigem Profil und meist leicht ausbiegender Randlippe erbracht hat. Trotz grober Magerung steht diese Ware auch aufgrund der besseren Keramikqualität dem Cortaillod näher und weist «auf eine zumindest partielle Kontinuität» hin. Parallelen zu diesem Fundkomplex kann der Verfasser innerhalb der Schweiz nicht ausmachen, verweist jedoch auf ähnliche Funde aus SOM-Zusammenhang. Damit eröffnen sich einmal mehr Spekulationsmöglichkeiten zur Ent-

<sup>3</sup> J. Winiger, Das Fundmaterial von Thayngen-Weier im Rahmen der Pfyner Kultur. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 18. Basel 1971.

<sup>4</sup> V. v. Gonzenbach, Die Cortaillodkultur in der Schweiz. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 7. Basel 1949.

<sup>5</sup> F. Schifferdecker, P. Lenoble, G. Lambert, Les stations littorales d'Auvernier. *Archéologia* 74 (1974) 62; 64.

<sup>6</sup> A. Billamboz, L'industrie du bois de cerf en Franche-Comté au néolithique et au début de l'âge du bronze. *Gallia Préhistoire* 20 (1977) 91-176.

<sup>7</sup> P. Vouga, Classification du néolithique lacustre suisse. *ASA* 31 (1929) 81-91; 161-180.

<sup>8</sup> M. Itten, Die Horgener Kultur. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 17. Basel 1970.

stehung der Horgener Kultur, die in alternativen Thesen vorgebracht werden. Drei C 14-Daten sind zur genaueren chronologischen Einordnung des gesamten Schichtpaketes noch zu wenig, lassen aber zusammen mit der Dendrochronologie für die Zukunft eine Klärung des immer noch strittigen chronologischen Verhältnisses zur Lüscherzer Gruppe erwarten. Mit diesem Beitrag endet der Vorberichtsband, der in prägnanter Kürze vor allem die chronologischen Konsequenzen aus der Twanner Grabung hervorgekehrt hat.

Mit dem Band 2 liegt ein erster Bericht über die «Tierknochenfunde» vor, mit dem B. Grundbacher und H. Stampfli das Fundgut aus einer Hälfte der unteren Schicht (US, Grabungsabschnitte 4–7) vorlegen. Einer Diskussion von Material und Methoden, in der vor allem die schwere Vergleichbarkeit der Ergebnisse mit in der Vergangenheit schlechter dokumentierten Knochenfundkomplexen hervorgehoben wird, folgt die Abhandlung der einzelnen nachgewiesenen Tierarten mit Messdaten und kurzem Kommentar. Besonderes Augenmerk wird auch auf den Grad der Knochenfragmentierung gelegt, welcher sowohl neolithisches Kulturverhalten anzeigt, wie auch ein Massstab für die Genauigkeit der Grabung sein kann. Ein Vergleich des Artenspektrums der US, das bei vorherrschender Rinderzucht einen Haustieranteil von 70 % aufweist, zeigt beste Übereinstimmung mit Stationen der Pfyner Kultur. Andere Cortaillod-Komplexe weisen z. T. grössere Jagdanteile auf. Die Bearbeitung des gesamten Knochenmaterials, durch das Institut für Haustierkunde in Kiel, ist für eine Beurteilung der jüngeren Schichtkomplexe noch abzuwarten.

Ein Beitrag von A. Orcel, der sich mit der horizontalen Verteilung der Tierknochen in den Grabungsflächen beschäftigt, rundet die Arbeit ab. Bemerkenswert ist hierbei ein fiktives Experiment, durch welches belegt wird, dass schon aus 6 gleichmässig gestreuten Teilflächen, die als Stichproben nur 18 % der Grabungsfläche und 19 % der Knochen umfassen würden, die Artenverteilung ohne wesentliche Abweichungen erfasst werden könnte. Es ist dies ein wichtiger Beitrag zum Problem systematischer Stichprobenentnahme, das sich auch für den Archäologen, angesichts riesiger Grabungsflächen und Fundmengen einerseits und geringer Bearbeitungskapazität andererseits, immer wieder stellt.

Unmittelbar über den neolithischen Schichten ist in Twann ein Einbaum aufgedeckt worden, dem die ersten drei Kapitel des 3. Bandes unter dem Titel «Der bronzezeitliche Einbaum und die nachneolithischen Sedimente» gewidmet ist. In vorbildlicher Weise sind hier von archäologischer (A. Furger), sedimentologischer (M. Joos) und pollenanalytischer Seite (H. Liese-Kleiber) Beobachtungen gesammelt worden, durch welche die wechselvolle Sedimentationsgeschichte des abgesunkenen Bootes erhellt wird. Dabei stellte sich heraus, dass der durch eine C-14-Analyse um 1300 B. C. datierte Einbaum zuletzt in fremden, durchwegs jüngeren Sedimenten zur Ruhe kam. Zeitgleiche Straten oder gar zugehörige Siedlungsschichten sind nicht erhalten. Doch macht auch ein typologischer Vergleich mit anderen Einbaumfunden ähnlicher Bauart ein bronzezeitliches Alter wahrscheinlich. In einem gut bebilderten Kapitel erfährt man über die technischen Einzelheiten der geglückten Bergung sowie über die Durchführung der Konservierung.

Den weitgehend fundleeren, nachneolithischen Sedimenten ist der zweite Teil des Bandes gewidmet. Mit sedimentologischen und pollenanalytischen Methoden gehen hier M. Joos und B. Ammann anhand von sechs Profilblöcken vor allem dem Problem der Seespiegelschwankungen nach. Ein kurzer Bericht von A. Furger gibt Kenntnis von den wenigen mittelalterlichen bis neuzeitlichen Funden.

Im Band 4 legt A. Orcel unter dem Titel «Analyse archéologique des sédiments» die Sedimentbefunde der Feingrabung vor, wie sie sich ohne Hinzuziehung naturwissenschaftlicher Detailuntersuchungen darbieten. Dem Verfasser oblag so vorab die Aufgabe der Schichtkorrelation und Zusammenschau der in getrennten Sektoren ergrabenen Flächenbefunde. Diese Aufgabe wurde in übersichtlicher Form gemeistert wie mehrere Orientierungspläne, etwa 20 schematisierte Profilwidergaben und 85 Flächenpläne zeigen, die auf gelbem Papier so in das Buch eingebunden sind, dass ein förmliches Blättern in der Schichtenfolge möglich ist. Grundlage der klaren Darstellung ist das Interpretationssystem des Verfassers, das sich auch in den benutzten einheitlichen Signaturen niederschlägt. In kurzen, allgemein gehaltenen Passagen werden die Sedimenteinheiten vorgestellt, nach denen die Schichtenfolge differenziert wurde. Es sind dies Seekreide, organische Silte, Fumiers (Pflanzendetritus), Lehmlinsen und Holzkohleschichten. Innerhalb der organischen Silte und Fumiers wird ungeachtet ihrer Zusammensetzung weiter differenziert; je nach ihrer Lage unter oder über Lehmlinsenkomplexen werden Basisfumiers (fumier d'installation) und Deckfumiers (fumiers limoneux de couverture) unterschieden; organische Silte (limon organique) und siltige Fumiers (fumier limoneux) werden nach dem grossen stratigraphischen Zusammenhang eingestuft. Die organischen Silte finden seewärts eine Fortsetzung als Seekreide, wogegen die siltigen Fumiers hier auskeilen.

Diese vereinfachende Terminologie, die sich weniger auf die detaillierte Zusammensetzung und Struktur einer Schicht bezieht, als auf ihre stratigraphische Position, kann als praktikable Methode zur Benennung und Differenzierung der komplizierten Ufersedimente akzeptiert werden. Ohne ausreichende Begründung fliesst in der vorliegenden Arbeit aber eine vereinfachende Interpretation der Schichtgenese mit in die Begriffe ein, die nicht von Fall zu Fall kontrolliert wird, sondern den Schichten automatisch mit dem Begriff anhaftet. Seekreide und Silte werden als Überflutungsbelege gesehen, was sicher richtig ist; ein Abbruch der Besiedlung wird damit aber stillschweigend in jedem Fall vorausgesetzt. Darüberhinaus muss sich nicht jede Überflutung der Siedlungsfläche auch im sedimentologischen Befund als makroskopisch erkennbares Einzelereignis niedergeschlagen haben<sup>9</sup>. Die festgestellte Zahl von 25 Überflutungen ist so eher eine Art gesicherte Minimalforderung. Im Zusammenhang mit der Einschätzung der Basis-Fumiers als weitgehend terrestrisch abgelagerten Siedlungsabfalls ist auch die Deutung der Lehmlinsen zu verstehen. In diesen werden durchwegs die Reste einer ebenerdigen Bebauung des Areals gesehen. Hier muss jedoch betont werden, dass aus dem gesamten Grabungsausschnitt keine Befunde beigebracht werden, die sich mit einiger Sicherheit als Estriche oder Feuerstellen bezeichnen liessen, so wie sie aus ebenerdigen Moorsiedlungen bekannt sind. Freilich, die Oberflächen und Ränder der Lehmlinsen sind in Twann abgespült, teilweise wird auch eine Entstehung durch verstürzte Wandteile in Erwägung gezogen. Nachdem eine Dislozierung der Lehmlinsen durch Wasserwirkung ausscheidet, muss aber gefragt werden, warum innerhalb der doch noch bis zu 20 cm mächtigen Lehmlagen nicht wenigstens in einigen Fällen Strukturen erhalten waren, die den be-

<sup>9</sup> vgl. H. Liese-Kleiber, Pollenanalytische Untersuchungen der spätneolithischen Ufersiedlung Avenue des Sports in Yverdon am Neuenburgersee/Schweiz. Jb SGUF 60 (1977) 7–14. – B. Ammann, Pollenanalytische Untersuchungen in den nachneolithischen Sedimenten der Ufersiedlung Twann. Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann, Bd. 3, 79–85. – Beide Arbeiten machen exemplarisch deutlich, dass in Uferprofilen grosser Seen bedeutend häufiger mit Schichtlücken gerechnet werden muss, als bei einer optischen Betrachtung anzunehmen ist.

kannten Feuerstellen und Estrichen mit feiner Lehmänderung und gegebenenfalls Zwischenlagen aus isolierenden Rinden und Zweigen entsprechen. Spätestens hier vermisst man eine zumindest exemplarische Darstellung von Detailbefunden, die über die Entstehung und innere Struktur der Lehmlinsen wie der umgebenden Sedimente Auskunft geben.

Der Interpretation der stark lessivierten Twanner Baureste steht die Deutung von ähnlichen Befunden in Yverdon und Auvergnier durch Strahm<sup>10</sup> gegenüber. Diese sind als Belege abgehobener Bauten gewertet worden, die bei nachgewiesenermassen häufiger Überflutung des Areals nicht zu einer jeweiligen Aufgabe der Besiedlung zwangen. Mit dieser Deutung vollzog sich eine neuerliche Wende in der Pfahlbauforschung, die gelernt hatte, Siedlungen in Mooren und an kleinen ruhigen Gewässern von Siedlungen an den grossen Voralpenseen zu unterscheiden, wo Wasserspiegelschwankungen und Wellenbewegung eine erheblich grössere Rolle spielen. Argumente für eine sekundäre Überprägung ebenerdiger Baubefunde durch Wasserwirkung oder eine abgehobene Bauweise – die naturgemäss archäologisch nur sehr schwer nachweisbar ist – können hier von Fall zu Fall durch immer wieder neu zu sammelnde Indizienbeweise beigebracht werden. Modellvorstellungen haben dabei die sicherlich wichtige Funktion von Arbeitshypothesen. Sie können detailgenaue Sedimentbeobachtungen aber nicht ersetzen, bei denen vor allem die naturwissenschaftlichen Nachbarwissenschaften ein wesentliches Wort mitzureden haben. Die entsprechenden Ergebnisse stehen in Twann noch aus, bis dahin muss trotz der schon gegebenen Deutung die Frage nach ebenerdigen oder abgehobenen Bauten noch offen bleiben.

Indessen ist das Pfahlbauproblem nur eine der vielen Fragen, die in den so informationsreichen Sedimenten einer Ufersiedlung wie Twann angegangen werden können. Wie das vorliegende Beispiel deutlich macht, ist sie aber doch unlösbar auch mit wesentlichen anderen Fragen verknüpft. Als Konsequenz seiner Schichtbenennung erkennt der Verfasser, wie schon angedeutet, in der Cortailodstratigraphie 26 Sedimentationszyklen, die er mit jeweils einer Neubesiedlung des Platzes in Verbindung bringt. Unabhängig davon verrät die mehrfache Umgruppierung von Lehmlinsenkomplexen, die jeweils über mehrere Schichten hinweg in ihrer Orientierung eine Kontinuität erkennen lassen, vier grundlegende Veränderungen in der Gesamtkonzeption der Anlage. Ginge man von einer hochwasserreicher abgehobenen Bauweise aus, so könnten anstatt 26 Neubesiedlungen in dem durch C14-Datierungen auf 400 Jahre schätzbaren Zeitraum auch vier Besiedlungsphasen mit möglicherweise länger andauernder Unterbrechung gefolgert werden. Dies brächte automatisch auch eine andere Einschätzung der Fundkomplexe mit sich. Es bleibt abzuwarten, wie diese Probleme von den anderen Bearbeitern aufgegriffen werden. Man darf so einmal mehr auf die noch folgenden Bände der Twanner Publikationsreihe gespannt sein.

Helmut Schlichtherle

<sup>10</sup> Ch. Strahm, Les fouilles d'Yverdon. Jb SGUF 57 (1972/73) 7-16. – Ch. Strahm, Pfahlbauten – Neue Gedanken zu einem alten Problem. Archäologische Informationen 1 (1972) 55-62.

*Karl Schlabow, Textilfunde der Eisenzeit in Norddeutschland. Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte Band 15. Karl Wachholtz, Neumünster, 1976. 100 Seiten, 261 Abbildungen, 2 Farbtafeln.*

Aus der Feder eines der versiertesten Kenner von Geweben und Geflechten vor- und frühgeschichtlicher Zeit stammt der vorliegende, 1976 publizierte Band, der sich mit den Textilfunden der Eisenzeit in Norddeutschland beschäftigt.

Gerade für die Schweiz, deren Seeufersiedlungen gute Erhaltungsbedingungen für diese Art organischer Funde bereithalten, sind die Ergebnisse Schlabows, die auf noch besseren Voraussetzungen, nämlich luftdicht abgeschlossenen Grabhügeln und Moorfundnen beruhen, interessant. Es finden sich nicht nur pflanzliche Fasern, sondern auch Artefakte aus Wolle.

Mit wenigen Ausnahmen konnten in der Schweiz Gewebe und Geflechte aus vorgeschichtlicher Zeit nur fragmentarisch geborgen werden, da sie meist im Siedlungsschutt abgelagert waren; Schlabows norddeutsche Quellen lieferten Opferfunde oder ganze Kleidungsstücke von Bestatteten. Dazu kommt, dass in Grabhügeln oder Mooren Wollkleidung erhalten blieb, was in der Schweiz bisher ganz fehlt.

Leicht verständlich und schlüssig geht Schlabow auf Erhaltungsvoraussetzungen und -möglichkeiten für Textilien ein und gibt dem Leser einen guten Überblick auch über die chemischen Vorgänge, die zur Bewahrung der Stoffe und Geflechte führten.

Daraufhin werden 30 Fundorte mit Fundbericht vorgestellt, in denen eisenzeitliche Textilien geborgen werden konnten; es handelt sich meist um Zufallsentdeckungen beim Torfstechen in ehemaligen Mooren.

Im dritten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit dem Rohmaterial zum Weben in der Vorzeit und kommt zu dem Schluss, dass man Wolle früher als Flachs verarbeitete, wenn die Funde dies auch nicht belegen; er macht dafür die Erhaltungsbedingungen verantwortlich.

Der Gebrauch von Leinen (allein und in der Kombination mit Schafwolle) kann nachgewiesen werden. Besonderen Aufschluss dafür lieferte z. B. das Grab eines fränkischen Herrn aus Morken im Rheinland aus der Zeit um 600 n. Chr.: in einer Bronzeschale hatten sich durch die Oxydation der Bronze Reste von Seiden-, Wolle- und Leinengewebe erhalten.

Die nächste Rohstoffgruppe ist die Schafwolle: sie wird schon in der Bronzezeit verwandt und in der Eisenzeit weiterentwickelt; man besass ein Schaf mit feinerem Vliess als in der vorangegangenen Zeit, und war so in der Lage, dünne Fäden von nur einem Millimeter Stärke herzustellen.

In der Eisenzeit – so Schlabow – kann auch der Nachweis für die Färbung von Gewebe erbracht werden, und er erklärt genau sämtliche in Frage kommenden Techniken.

Darauf legt der Autor in gut verständlicher Weise die Techniken des Wollspinnens dar und liefert damit ein Zeugnis für sein perfektes praxisbezogenes Wissen.

Komplizierter wird es im folgenden Kapitel: Webetechnik der Eisenzeit und die technischen Hilfsmittel: Die Fingerweberei, die Griffweberei, die Tritt- und Zugweberei; Schlabow kommt zu dem Schluss, dass man in der Eisenzeit einen Gewichtwebstuhl benutzte, der es zulies, 4 Litzenstäbe in die Kettenordnung zum Weben der Körperbindung einzubauen; man war zudem in der Lage, Körperbindung und Brettchenweberei in einem Arbeitsgang mit diesem Gerät zu kombinieren.

Die Ergebnisse der Untersuchungen kommen zum Schluss: Rekonstruktion der Kleidung der Germanen in den Jahrhunderten um Christi Geburt aus römischen Darstellungen und nach den Untersuchungsergebnissen erhaltener Kleidungs-

stücke aus den Mooren Norddeutschlands: Männermäntel (u. a. die Prachtmäntel des Opferfundes von Thorsberg und der Prachtmantel II aus dem Vehnemoor mit einer guten farbigen Rekonstruktion), Männerkittel, Männerhosen, Gewebereste, Wickelbinden, Gürtel, Schmuckbänder, ein Haarband und ein Haarnetz, ein Frauen- und ein Mädchenrock sowie zwei Pelzschulterkragen.

All dies ist durch gute Fotos und Zeichnungen vorzüglich belegt.

Die Lektüre dieses Buches ist für den an Geweben und Geflechten der Vorzeit Interessierten von grossem Gewinn und auch für den Laien zu empfehlen, denn bei aller Genauigkeit und Technologie bleibt Schlabow stets gut verständlich, macht doch der gutgestaltete Abbildungsteil die Hälfte des Buches aus. Für eine Weiterarbeit – für den, der sich eingehender mit der Problematik beschäftigen möchte – liegt zu guter Letzt noch eine lange, ausführliche Literaturliste vor.

*Gerhard Wesselkamp*

*Karel Castelin. Keltische Münzen.* Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich. Band I. Verlag Th. Gut, Stäfa. 235 Seiten und ganzseitige Tafeln.

Der 1978 herausgegebene Band ist der erste des auf zwei Bände geplanten Werkes über die im Landesmuseum befindlichen keltischen Münzen. Der vorliegende Katalogband wurde vom bekannten Numismatiker K. Castelin mit Unterstützung von U. Friedländer, H.-J. Kellner und von H.-U. Geiger verfasst. H.-U. Geiger umreisst als Konservator der numismatischen Abteilung des Landesmuseums in seiner Einleitung die Bedeutung der Sammlung. Ein grosser Teil stammt von schweizerischen Fundorten. H.-U. Geiger hebt den grossen Anteil der Goldmünzen in dieser Sammlung hervor (beinahe ein Drittel) und verweist auf den historisch überlieferten Goldreichtum der Helvetier. Hier hat sich sicher auch die Sammlungstätigkeit früherer Zeit niedergeschlagen, die stark auf die Goldprägungen gerichtet war. Die Sammlung des Landesmuseums geht zu einem guten Teil auf solche frühen Sammlungen, vor allem des 19. Jahrhunderts, zurück. Den Grundstock bildete die Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft Zürich (Vgl. H. Meyer, Mitt. der Ant. Ges. in Zürich 15, 1863, IIIff). Als weiteren bedeutenden Zuwachs ist besonders der Kauf eines Teiles der Sammlung R. Forrer durch E. Vogt zu nennen. Die Sammlung des Landesmuseums wurde bis in neueste Zeit durch Zukauf wichtiger Stücke erweitert. Den weiteren Ausführungen von H.-U. Geiger ist zu entnehmen, dass diese Publikation einen langen und beschwerlichen Weg hinter sich hat. Um so mehr muss man dem Landesmuseum dankbar sein, dass sie jetzt vorgelegt wird.

Der Katalog umfasst 1405 fast durchwegs gut erhaltene Münzen (und einige den Münzen verwandte Objekte). Von jeder Münze wird zuerst der Typ beschrieben, dann folgt die Metallangabe (bei Goldmünzen eine Metallanalyse), die Herstellungsart, das Gewicht und die Stempelstellung. Anschliessend wird ein kurzer Beschrieb der Vorder- und Rückseite gegeben. Hinter der Inventarnummer ist die Herkunfts- resp. Fundortangabe angefügt. Den Schluss bilden einige Literaturangaben.

Sämtliche in den Katalog aufgenommene Münzen sind in Fotos von sehr guter Qualität im Massstab 1 : 1 abgebildet.

Den Schluss des Werkes bilden ein Fundort-Register und zwei Konkordanzen, welche die Verbindung zwischen Inventar- und Katalognummer resp. zwischen der La-Tour-Nummer und der Katalognummer herstellen.

Das vorliegende Werk ist nach langer Zeit wieder einmal der erste gelungene Versuch, eine grosse öffentliche Sammlung von Keltenmünzen vollständig und umfassend vorzulegen. Dem bekannten «Atlas de monnaies gauloises» von H. de La Tour (Paris 1892) ist der vorliegende Band im Aufbau recht ähnlich, wobei er aber ganz den heutigen Anforderungen angepasst ist. Sicher wird dieser Katalogband des Schweizerischen Landesmuseums bald zu einem unentbehrlichen Handbuch für die keltische Numismatik werden. Eine genaue Durchsicht und Stichproben zeigen, dass dieser Band mit grösster Sorgfalt hergestellt worden ist. Ärgerlich ist nur, dass das Jahr der Herausgabe nicht vermerkt ist. – Sehr zu begrüssen ist, dass die Fundorte resp. die Herkunft jeder Münze genau verzeichnet sind. Allerdings bemerkt der Verfasser, dass diese von den Inventaren des Münzkabinetts übernommen worden seien und dass die Angaben «bei den älteren Beständen auf ihre Richtigkeit nicht weiter hinterfragt werden konnten» (S. 16). Hier darf man vom Kommentarband noch Ergänzungen erwarten, zumal H.-U. Geiger in seiner Einleitung betont, dass die Zusammenarbeit mit der Frühgeschichte zwingend erscheint (S. 11). Einen wesentlichen Fortschritt gegenüber älteren Katalogbänden stellen die Metallanalysen der Goldmünzen dar, die von B. Mühletaler im Landesmuseum durchgeführt wurden. Diese werden sicher den Ausgangspunkt für wichtige Forschungen bilden. (Man fragt sich bei dieser Gelegenheit, warum nur die Goldmünzen und nicht alle Münzen analysiert werden, wo doch bei allen Typen in dieser Hinsicht wichtige Fragestellungen vorliegen.) Bei den Goldanalysen ist nur der Gold-, Silber- und Kupferanteil angegeben und man vermisst Auskünfte über das Vorkommen der weiteren Elemente. Jüngere Forschungen, besonders von A. Hartmann, haben gezeigt, dass Spurenelemente, besonders der Platingehalt, für die Frage der Herkunft zu interessanten Fragestellungen führen (zuletzt *Germania* 54, 1976, 102ff.).

Die Literaturangaben sind im Katalogband allgemein knapp ausgefallen. Noch ausstehend ist ein Index nach den in den Münzlegenden genannten Namen. Bei allen diesen aufgeführten Punkten darf nicht vergessen werden, dass es sich hier erst um den Katalogteil handelt und die eigentliche Auswertung erst im Kommentarband erfolgen wird. Dort darf man sich auch Verbreitungskarten, Ausführungen über die Chronologie (die im Katalog wohl mit Recht vollständig ausgeklammert worden ist) usw. erhoffen. Ein besonderes Problem sind die Typenbezeichnungen. Unter dem Kapitel «Schweiz» werden nur sehr wenige Prägungen angeführt, die den aus dem Gebiet der heutigen Schweiz stammenden Stämme zugewiesen werden können. Die Herausgabe dieses für die keltische Numismatik der Schweiz zentralen Werkes wäre wohl eine gute Gelegenheit zu neuen Untersuchungen in dieser Richtung. Könnten nicht noch andere Münztypen wie etwa der Viertelstater vom Typus Horgen-Unterefelden als einheimische Prägungen herausgestellt werden? Es scheint jedenfalls, dass die Forschung hier noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft hat.

Zusammenfassend muss das vorliegende Werk als ausgezeichnete Materialvorlage gewürdigt werden. Der Verfasser K. Castelin und die numismatische Abteilung des Schweizerischen Landesmuseums geben der Forschung damit ein wichtiges Arbeitsmittel in die Hände. Durch diese Vorlage werden nun sehr viele Probleme und Fragen aufgeworfen, die ein Katalogband naturgemäss nicht beantworten kann. Deshalb wartet man gespannt auf den angekündigten Kommentarband.

Andres Furger-Gunti

*Ferenc Fülep: Roman Cemeteries on the Territory of Pécs (Sopianae).* Fontes Archaeologici Hungariae. Akadémiai Kiadó, Budapest 1977. 64 Seiten, 50 Tafeln, 2 Planbeilagen.

Von den zahlreichen römischen, insbesondere spätrömischen Grabfunden, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts aus den Friedhöfen des antiken Sopianae in Pannonien (heute Pécs) bekannt geworden sind, konnten etwa 250 Inventare aus alten Grabungen in sorgfältiger Kleinarbeit wieder zusammengestellt werden. Aus neueren Grabungen liegen gut beobachtete weitere Befunde vor.

Unter den Grabbeigaben verdienen nebst weiblichem Schmuck und Bestandteilen der Männertracht zahlreiche Gläser und mehrere reich mit verziertem Bronzeblech beschlagene Holzkästchen Beachtung. Bei einem der Kästchen war das Holz noch recht gut erhalten; es besass im Innern mehrere tablarartige Einsätze.

Von besonderem Interesse sind Grabkammern mit bemalten Wänden, in deren unmittelbarer Nähe die heutige (aus einer Memoria oder Friedhofskirche erwachsene?) Kathedrale steht. Diese Grabkammern sind eindruckliche Zeugen des frühen Christentums, wie sie auch in unserem Gebiet (Chur, St. Stephan) bisher ganz selten zu belegen sind.

Stefanie Martin-Kilcher

*Werner Jobst: Die römischen Fibeln aus Lauriacum.* Forschungen in Lauriacum Band 10. Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz 1975. 246 Seiten, 73 Tafeln, 2 Pläne.

Die Arbeit über die römischen Fibeln aus Lauriacum gliedert sich in den auswertenden Teil A (Typologie) und in den Katalog (Teil B). Vorausgeschickt sind eine historische Einleitung (Geschichte der Forschungen in Lauriacum) und ein kurzer Abschnitt über die Stratigraphie der Zivilstadt (von H. Vettors). Auf den Tafeln 1–53 sind fast alle Fibeln im Massstab 1:1 in präzisen Zeichnungen abgebildet; die Tafeln 54–72 zeigen die interessanten Stücke auch photographisch. Der Katalog enthält bei jedem Exemplar eine detaillierte Beschreibung mit Angabe der Masse, des Aufbewahrungsortes und der Fundumstände. Vier Indices sind angefügt: 1. Verzeichnis der Aufbewahrungsorte, 2. Fundorte der provincialrömischen Fibeln, die im Text behandelt werden, 3. Die datierten Fibeln aus Lauriacum und 4. Sachindex.

Bearbeitet wurden die bis und mit 1971 gefundenen insgesamt 396 Fibeln aus der Zivilsiedlung, dem Militärlager und den Gräberfeldern von Lauriacum. Verfasser hat die Fibeln in 36 Typen aufgeteilt. Massgeblich für die Unterteilung war die Form der Fibeln, ohne Rücksicht auf die Konstruktion. Danach teilen sie sich in drei grosse Gruppen: 1. Bügelfibeln (Typen 1–26), 2. Platten- und Scheibefibeln (Typen 27–34) und 3. Ringfibeln (Typen 35–36). Zu jedem einzelnen Typ hat Verfasser eine sorgfältige Studie des Typs mit seinen geographischen und chronologischen Zusammenhängen verfasst und die bisherige Literatur und zahlreiche Vergleichsstücke zusammengetragen. Die Datierung der Fibeln ist ausserdem in einer chronologischen Typenliste zusammengefasst.

Die in Lauriacum am häufigsten vertretenen Fibelgattungen sind mit 88 Exemplaren die Kniefibeln (Typen 12–13), gefolgt von den Zwiebelknopffibeln (Typ 26) mit 78 Exemplaren und den kräftig profilierten Fibeln (Typen 4–5) mit 47 Exemplaren. Diese Typen bilden zusammen 54% des gesamten Bestandes. Dass auf 396 Fibeln 36 Typen zu verzeichnen sind, zeugt von einer grossen Vielfalt, deren Ursache in der historischen Entwicklung von Lauriacum zu suchen ist: Der Ort gewann erst

zur Zeit der Markomannenkriege an Bedeutung und behielt diese bis zum Ausgang der Antike. Dementsprechend sind Fibeln des 1. Jahrhunderts nur sporadisch, Fibeln des 2.–4. Jahrhunderts sehr gut vertreten.

Unter den in Lauriacum getragenen Fibeln befinden sich einheimische, für die norische Gegend charakteristische Formen (Typen 4–11, 12–15) und solche, die im gesamten Imperium mehr oder weniger uniform waren (Typen 1–2, 24–29, 31, 35–36), aber auch vereinzelt oder in wenigen Exemplaren vorhandene Fibeln, die auf dem Handelsweg oder mit ihren Eigentümern nach Lauriacum gelangten (Typen 16–23, 30, 32–34). Ein Halbfabrikat (Nr. 86) spricht dafür, dass in Lauriacum wohl eine lokale Fibelproduktion betrieben wurde. Die Fibel Nr. 2 ist hingegen kein halbfertiges, sondern ein verdrücktes Exemplar.

Was bei einem so reichen Material eingehender zu beachten gewesen wäre, ist die technische Beschaffenheit der Fibeln, d. h. Konstruktion, Verzierungstechniken, Material.

Zum einen zeigt die Publikation der römischen Fibeln von Lauriacum das Spektrum der norisch-pannonischen Fibeltypen zur mittel- und spätrömischen Kaiserzeit, zum andern ist sie ein übersichtliches, mit zusammenfassenden Ergebnissen ausgestattetes Handbuch der in Lauriacum vorkommenden Fibeln.

Emilie Riha

*Annalis Leibundgut: Die römischen Lampen in der Schweiz.* Handbuch der Schweiz zur Römer- und Merowingerzeit. Francke Verlag, Bern 1977. 337 Seiten, 52 Tafeln, Formentafel.

Der umfangreichen Arbeit liegt eine Berner Dissertation zugrunde. Sie setzt sich zum Ziel «alle in der Schweiz vorgefundenen römischen Lampen vorzulegen» (p. 11). Die 1966 abgeschlossene Materialaufnahme berücksichtigte alle erreichbaren Lampen und Lampenfragmente mit Ausnahme des bereits von S. Loeschke in dessen «Lampen aus Vindonissa» (1919) edierten Materials, das beim Verfasser aber statistisch und motivgeschichtlich ausgewertet wird.

Vier Hauptteile gliedern die Arbeit in Typologie und Chronologie (p. 13–74), Produktionszentren und Probleme des Handels (p. 75–98), Versuch einer kulturgeschichtlichen Auswertung (p. 99–129) und Ikonographisches (p. 130–201). Der angefügte Katalog und die Indices sind übersichtlich gegliedert. 52 Fotoaufnahmen zeigen die in der Schweiz zutage gekommenen Bildmotive der Bildlampen und eine repräsentative Auswahl der Lampenformen.

Die wichtigsten Ausführungen betreffen die Lokalisierung bzw. Unterscheidung mehrerer Lampenwerkstätten im Gebiet der heutigen Schweiz, die motivgeschichtliche Analyse der Bildlampen, die Einordnung der hier gefundenen Lampen in die Formen des Imperiums und die Diskussion des weiträumigen Lampenhandels. Verfasser schliesst an die Untersuchungen Loeschkes an, übernimmt und modifiziert wo nötig sein typologisches Schema. Das formenkundliche Kapitel ist sorgfältig dargestellt; man vermisst nur eine erweiterte Zusammenstellung von Profilen, Schnauzenquerschnitten usw., die für die Einordnung gerade der frühen Lampen wichtig wären. Hingegen betont Verf. p. 23 zurecht, dass die Formen nicht mechanistisch gegliedert werden dürfen: z. B. führt eine starre Abfolge nach der Grösse der Lampen bzw. des Bildstempels nur bedingt weiter, da Abformungen noch längere Zeit nach der eigentlichen Modezeit vorkommen.

Die ältesten Formen sind in unserem Gebiet nebst einfachen spätrepublikanischen Lampen<sup>1</sup>, die z. T. noch hellenistische

<sup>1</sup> In Basel (Münstergrabung 1974) fand sich eine republikanische Lampe offenbar als Importstück in einer reinen Spätlatèneschicht. Freundl. Mitteilung A. Furger-Gunti.

Formen repräsentieren, vor allem die frühkaiserzeitlichen Bildlampen. Beide werden grösstenteils in den frühen Militärzentren vorgefunden. Verfasser kann zeigen, dass die Produktion der bekannten Bildlampen, wie sie z. B. in Vindonissa massenhaft gefunden (über 3000 Stück) und auch hergestellt wurden, bereits um die Mitte des 1. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht und dass die nachfolgenden Firmalampen nicht wie bisher angenommen, erst gegen Ende des 1. Jahrhunderts auftreten, sondern bereits nach der Mitte dieses Jahrhunderts. Sie halten sich bei uns, wenn auch in sehr spärlicher Zahl, bis ins 4. Jahrhundert.

Im folgenden einige Bemerkungen zum dritten Kapitel: Nach der Eingliederung der Gebiete nördlich der Alpen ins römische Reich erschlossen sich bekanntlich auch bei uns die weiterhin hauptsächlich von Einheimischen bewohnten Regionen der Romanisierung. Sowie das Sigillata-Geschirr, die Reibschüsseln, gehenkelten Krüge u. a. m. als südliche Alltagsgeräte vor allem durch die Vermittlung und das Vorbild der Soldaten und Offiziere bald Allgemeingut wurden, brachte das Militär auch die südliche Öllampe als Beleuchtungsgerät nach Norden. Im Gegensatz zu vielen anderen südlichen Alltagsgütern fanden Öllampen bei der einheimischen Bevölkerung aber nicht überall und z. T. nur für kürzere Zeit Eingang in die Sachkultur.

Verfasser bringt nun das Vorkommen von Öllampen schlechthin mit Militär zusammen: «Öllampen als Beleuchtungsgeräte der Soldaten» (p. 100ff), was aber eine allzu schematische Interpretation ist. Dieser zunächst als Hypothese formulierte, dann als erwiesen angenommene Schluss zieht als roter Faden durch die kulturgeschichtliche Auswertung. Für die ländlichen Siedlungen z. B. gelangt Verfasser zum Schluss, dass Öllampen nur in Villen, die «an römischen Heeresstrassen liegen» (p. 107) auftreten, und die z. T. als Strassenposten wiederum Verbindung mit Militär hatten. Die grosse Masse der Siedlungen, (hunderte in unserem Gebiet; nur etwa 20 mit Öllampen) die (bisher) keine Öllampen erbracht haben, wird als Bestätigung dafür betrachtet, dass im «dünnen Firnis» der Romanisierung bei der einheimischen Bevölkerung Öllampen nicht eingeschlossen waren. – Wie dünn der «Firnis» der Romanisierung war, lässt sich allerdings wohl kaum anhand der Öllampen ablesen. Dafür ist dieser Vorgang an sich zu vielschichtig und – wie gerade das Beispiel der Lampen zeigt – zudem zeitlich und räumlich unterschiedlich intensiv. Dies unterstreicht z. B. auch die vom Verfasser hervorgehobene Tatsache, dass Lampen im Grabbrauch der einheimischen Bevölkerung überhaupt erst seit dem späteren 1. Jahrhundert vereinzelt Eingang finden.

Es trifft ganz sicher zu, dass Öllampen bei der provinziäl-römischen Bevölkerung unseres Gebietes nie populär waren und seit dem 2. Jahrhundert selten wurden. Woran dies aber lag, welche historischen, wirtschafts- oder kulturgeschichtlichen Ursachen dahinter standen, müsste m. E. erst noch untersucht werden. Nur an dem seit 100 n. Chr. in unserem Gebiet sozusagen fehlenden Vorbild und Konsument Militär liegt dies jedenfalls nicht (s. o. das Beispiel der Grablampen). Dazu kommt, dass die bisherige Verteilung der Öllampen in ländlichen Siedlungen (insbesondere Villen) sicher in viel stärkerem Masse durch die schlechte Fundüberlieferung verzerrt ist, als Verfasser p. 106 annimmt. Als Beispiel die Bearbeitung und neuere Durchsicht des Fundmaterials von drei nicht etwa an einer «Heeresstrasse» gelegenen Villen: in allen dreien sind Öllampen nachzuweisen<sup>2</sup>.

Eine offene Frage, und durch entsprechende Funde noch zu belegen, bleibt eigentlich auch die zwar nicht direkt im Themenbereich der Arbeit vom Verfasser liegende Frage, wie denn – abgesehen von den überlieferten Kerzen – in der Spätlatènezeit geleuchtet wurde; jedenfalls scheinen die tönernen und

auch eisernen Talgampeln usw., die Verfasser gerade in den römischen Zivilsiedlungen recht häufig nachweisen kann, bei uns keine spätkeltischen Vorläufer zu haben. Auch im reichen Gerätebestand der Spätlatène-Oppida von Manching und Vienne-Ste Blandine haben sich weder offene Lämpchen noch Kienspanhalter o. ä. gefunden<sup>3</sup>.

Wenn nun hier einige Probleme des kulturgeschichtlichen Teils herausgehoben worden sind, so schmälert dies den grossen Wert der Arbeit nicht. Die durch sie vermittelten Anregungen werden hoffentlich dazu reizen, den interessanten Fragen nachzugehen. Ein wesentlicher Bestandteil dieser zukünftigen Arbeit wird allerdings zunächst die vermehrte Bearbeitung und Edition von Fundmaterial aus den römischen Siedlungen sein. Weil diese Grundlagen noch fehlen, kann das vorliegende Werk keine Edition der im Gebiet der heutigen Schweiz gefundenen Lampen darstellen; dies hätte den Rahmen weit gesprengt. Aber es bietet die Basis, von der zukünftige Materialvorlagen und Studien ausgehen werden.

Stefanie Martin-Kilcher

<sup>2</sup> Tschugg BE, Laufen-Müschhag BE, Visques JU.

<sup>3</sup> G. Jacobi, Werkzeug und Gerät aus dem Oppidum von Manching. Die Ausgrabung in Manching 5 (1974). – G. Chapotat, Vienne gauloise. Le matériel de La Tène III trouvé sur la colline de Sainte-Blandine (1970).

*Rolf Nierhaus: Studien zur Römerzeit in Gallien, Germanien und Hispanien.* Herausgegeben von Rainer Wiegels. Veröffentlichungen des Alemannischen Institutes Freiburg i. Brg. Bühl/Baden 1977. 301 Seiten, 11 Tafeln, eine Faltkarte.

Was wir hier vor uns haben, ist eine Auswahl der «Kleinen Schriften» von Prof. Dr. Rolf Nierhaus, dem nun emeritierten Gründer und ersten Leiter der Abteilung für provinziäl-römische Archäologie des Seminars für Alte Geschichte der Universität Freiburg i. Brg. Wie schon der Titel des Bandes sagt, behandeln die hier bequem zusammengestellten Aufsätze ein weites Gebiet innerhalb des römischen Reiches. Darin spiegelt sich nicht nur die universelle Gelehrsamkeit von Rolf Nierhaus, sondern seine stets vertretene Ansicht, der auch der Rezensent entschieden beipflichten kann, dass Provinziäl-römische Archäologie nicht nur die Germanischen Provinzen und im speziellen den obergermanisch-rätischen Limes meine.

Nierhaus ist, wie andere Vertreter des Faches der Provinziäl-römischen Archäologie, ursprünglich aus der Klassischen Philologie hervorgegangen. Diese solide Basisbildung zeigt sich in Aufsätzen wie etwa dem «Zu den lateinischen Inschriften des 7./8. Jahrhunderts aus alemannischen Gräbern» oder dem «Zu den ethnographischen Angaben in Lukans Gallien-Exkurs». Auch der Aufsatz «Zu dem Mithras-Altarstein von Riegel am Kaiserstuhl» gehört in dieselbe Gruppe.

Rolf Nierhaus beherrscht aber auch ganz andere Materien innerhalb des bekanntlich weitgespannten Forschungsfeldes der Provinziäl-römischen Archäologie. Davon zeugen die hier wieder vorgelegten Aufsätze «Zwei frühkaiserzeitliche Fibeln von Bad Krozingen», «Ausgrabungen auf dem angeblichen Kastelhügel des Rettig in Baden-Baden», «Eine spätlatènezeitliche Riemenzunge der Stradonitzkultur von Grabstetten (Kr. Reutlingen)» und derjenige über «Kaiserzeitliche Zierbeschläge am Schuhwerk aus dem freien Germanien».

Es ist insbesondere der Zweck einer Vorlage der «Kleinen Schriften» eines zu ehrenden Gelehrten (die Vorlage erfolgte hier zur Feier des 65. Geburtstages von Rolf Nierhaus), dass wertvolle und richtungweisende Aufsätze, die an fast unzu-

gänglichen Orten erschienen sind, nun in bequemer zugänglicher Art und Weise erneut vorgelegt werden. Hierzu seien speziell die beiden Arbeiten «Römerzeitliche Bestattungssitten im nördlichen Gallien, Autochthones und Mittelmeerländisches» und «Der Silberschatz von Hildesheim, Seine Zusammensetzung und der Zeitpunkt seiner Vergrabung» besonders erwähnt.

Rudolf Fellmann

*Gerd Rupprecht: Untersuchungen zum Dekurionenstand in den nordwestlichen Provinzen des römischen Reiches.* Frankfurter Althistorische Studien, Heft 8, Kallmünz 1975. 240 Seiten, 7 Faltkarten.

Grosse Ziele nimmt sich der Verfasser vor: «Ein Stück Verwaltungs- und Sozialgeschichte wird demnach geschrieben und somit zugleich ein Stück römischer Staatsgeschichte überhaupt (S. 27)». – Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? – In stilistischer und sprachlicher Hinsicht hätte das Buch auf jeden Fall eine Straffung dringend nötig gehabt.

Ziel des Buches ist, «zu Aussagen über die Zusammensetzung und Herkunft des Ordo Decurionum in den Städten der nordwestlichen Provinzen des römischen Reiches zu kommen». Ein verdienstvolles Unterfangen ohne Zweifel, für das der Verfasser mit grossem Fleiss alle nur erreichbaren Quellenstellen zusammengetragen hat. Dieses Quellenmaterial ist vorwiegend epigraphischer Natur und der Verfasser ist sich darüber klar, dass das effektiv vorhandene Material prozentual zu gering ist und «jede repräsentative Aussage zur Zusammensetzung und Herkunft tatsächlich unmöglich macht (S. 30)». Unter diesen Aspekten, die zweifellos richtig sind, wäre es wahrscheinlich besser gewesen, dem Buch eine etwas andere Form zu geben; die einer sauberen Quellenvorlage nämlich. Wir vermissen nämlich die Texte der Inschriften und anderer Belegstellen im vollen Wortlaut. Um das Buch nutzbringend verwenden zu können, muss der Leser die Bände des CIL und die der *Année épigraphique* neben sich haben. Wer aber hat diese schon immer bequem zur Hand? Hier hätte des Verfassers fleissiger Einsatz beim Zusammentragen des Materials zu einem unschätzbaren Hilfsmittel führen können.

Nicht einverstanden sind wir auch mit der resignierenden Feststellung des Autors, dass so viele Inschriften, wie sie für eine neue, Erfolg versprechende Analysensituation nötig wären, gar nicht mehr gefunden werden. Es zeigt sich hier eine auch sonst mehrfach festzustellende Unvertrautheit des Autors mit der tatsächlichen archäologischen Situation. Er muss ja z. B. selber in einem Nachtrag (S. 208, Anm.) feststellen, dass allein der Nehallennia-Fund von Domburg zwei neue Inschriften zum Thema seiner Arbeit erbracht hat. Der Abbruch irgend eines grösseren Stückes einer spätrömischen Kastell- oder Stadtmauer (wie unlängst in Metz erfolgt) kann eine Fülle von neuen Informationen bringen.

Da nun ein Katalog bekanntlich keine Dissertation ausmacht, sind diesem unter dem Titel Stadt und Staat sechs als «Exkurse» bezeichnete Kapitel vorausgeschickt, deren Inhalt nicht überall zu befriedigen vermag. Wir müssen uns aus Platzgründen versagen, speziell darauf einzugehen. Dies ist bereits von althistorischer Fachseite her geschehen (Rainer Wiegels, *Fdber.* Baden-Württemberg 4, 1979, 438–444).

Was uns besonders interessieren muss, und darum hier spezieller Betrachtung unterzogen sei, sind die Abschnitte, die sich mit Fundplätzen im Gebiet der heutigen Schweiz beschäftigen.

Auf den S. 209–211 werden die Verhältnisse in der *Colonia Julia Equestris* besprochen. Das epigraphische Material hat

hier immerhin Hinweise auf einen Decurio, auf mehrere II-Viri und einen Ädilen geliefert. Seit dem Erscheinen des Buches ist bereits eine weitere Inschrift zu Tage gekommen, die uns die vollständige Karriere eines Q. Severius Marcianus nennt, der den ganzen Cursus der Ehrenämter in der *Colonia Equestris* durchlaufen hat, worunter auch die Beamtung eines *Praefectus arcendis latrociniiis*, die aus CIL, XIII, 5010 schon einmal bekannt war (vgl. François Mottas, *Un nouveau notable de la Colonie Equestre*, *Archäologie der Schweiz* 1, 1978, Heft 4, 134–137). Nicht ganz verständlich sind uns die Ausführungen des Verfassers, wenn er bemerkt, dass der zur Zeit ihrer Gründung «offensichtlich militärische Zuschnitt der Kolonie» zunächst erwarten liesse, dass sich dieser Wesenszug auch im epigraphischen Material wiederfinden würde. Dies sei nur in einem Falle belegbar (CIL, XII, 2606–2607: L. Julius Brocchus Valerius Bassus, der Militärtribun in der Legio VIII Augusta war). Hier scheinen Beziehungen erwartet zu werden, die gar nicht zu erwarten sind. Gewiss ist für die *Colonia Equestris* die Deduktion von Veteranen zu postulieren (die entsprechenden Aufsätze von Konrad Kraft werden vom Verfasser nicht zitiert und auch der anregende Aufsatz von Jan G. P. Best, *Colonia Julia Equestris and Legio Decima Equestris*; *Talanta* 3, 1971, 1–10, der ebenfalls eine Deduktion von Veteranen postuliert, scheint dem Verfasser unbekannt). Dass sich aber der ursprüngliche «militärische Zuschnitt» (was soll der Terminus heissen?) darin zu äussern habe, dass die Coloni spezifisch militärische Karrieren ergriffen hätten, scheint nicht vertretbar.

Die Verhältnisse in der *Colonia Helvetiorum* (und damit implizit auch in der *Civitas Helvetiorum*) werden auf den S. 211–214 dargestellt. Hier erlaubt das Material neben der fraglichen Erwähnung eines Decurio die sichere Zuweisung von vier II-Viri. Dazu kommt nun der vom Verfasser nicht (oder noch mehr?) erfasste Otacilius Seccius (vgl. Heinz E. Herzig, *Die Otacilier-Inschrift von der Engehalsinsel Bern*, *Helvetica archaeologica* 13, 1973, 7–11). Leider wird nirgends in dem Buch klar, auf welches Jahr sich der abschliessende Stand der Arbeit bezieht.

Schlechter noch als im Falle von Aventicum sind wir über die Verhältnisse in der *Colonia Raurica* dokumentiert. Mit diesem Ort scheint der Verfasser überhaupt auf Kriegsfuss zu stehen. Dass er ihn mit Kaiseraugst gleichsetzt und ihn auch auf Karte 7 so einträgt, enthält zwar ein (natürlich ungewolltes) Körnchen Wahrheit, da wir ja heute abzuschätzen wissen, dass das Gebiet des Caput Coloniae tatsächlich wesentlich grösser war, als Laur-Belart noch vermutete und bis an den Rhein und ins heutige Gemeindegebiet von Kaiseraugst reichte. In Tat und Wahrheit liegt aber hier eine jener Ungenauigkeiten vor, die des Verfassers geringe Vertrautheit mit den effektiven Gegebenheiten der archäologischen Feldforschung aufzeigen. Schade, dass dem Verfasser der genaue Titel der *Colonia Raurica*, wie er sich aus der bekannten Bronzetafel ergibt (H. Lieb, *Zur zweiten Colonia Raurica*, *Chiron*, 4, 1974, 415–422) offenbar vor der Drucklegung nicht mehr rechtzeitig bekannt wurde.

Zuletzt sei noch auf die Ausführungen des Verfassers eingegangen, die die Verhältnisse im *Wallis* betreffen (S. 160–164). Neben kleinen Ungenauigkeiten (einmal Vallenses mit Il, einmal ohne Doppel-l; Veragri doch wohl eher als Varagri; den Genfer Gelehrten Denis van Berchem nur als Berchem zu zitieren, geziemt sich nicht), sind die epigraphischen Quellen richtig vorgelegt und interpretiert. Auch für das Wallis ist allerdings seit Erscheinen der Arbeit von G. Rupprecht ein Neufund zu melden. Es handelt sich um die Inschrift eines II-Vir und Hamen G. Silius Satorus aus Martigny (F. Wiblé, *Helvetica Archaeologica* 6, 1975, S. 33 ff). In der Frage der Provinzzugehörigkeit des Wallis, speziell zum Problem der Entstehung der

Provinz der *Alpes Graiae et Poeninae* entscheidet sich der Verfasser unter Vorlage der Problematik mit Vorsicht für eine Entstehung der fraglichen Provinz schon im ersten Jahrhundert n. Chr. Allerdings scheint er nicht alle verfügbare Literatur benützt zu haben. So kennt er den grundlegenden Aufsatz von Ernst Meyer (Basler Zeitschrift 42, 1943, 59–77) offenbar nicht. Ob ihm die letzte, sorgfältig abwägende Abhandlung zum Thema noch vorgelegen hat (Gerold Walser, Zur römischen Verwaltung der Vallis Poenina, *Museum Helveticum* 31, 1974, 169–178) bleibt wegen der schon oben genannten Ungewissheit, welchen Forschungsstand die Arbeit eigentlich fixiert, unklar.

Es sei hier festgehalten, dass wir unschwer Inschriften neuesten Funddatums zum engeren und weiteren Themenkreis der zu besprechenden Arbeit bekanntmachen können, was im Lichte der eingangs zitierten Bemerkung des Verf. immerhin aufmerken lässt, besonders, da das Gebiet der Schweiz ja nur einen kleinen Teil des vom Verfasser behandelten Umkreises ausmacht.

Trotz der genannten Einschränkungen wird man die vorgelegte Materialsammlung jederzeit gerne und mit Gewinn konsultieren.

Rudolf Fellmann

*Harald von Petrikovits: Die Innenbauten römischer Legionslager während der Prinzipatszeit.* Abhandlungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Band 56. Westdeutscher Verlag, Opladen 1975. 227 Seiten, 34 Textabbildungen und 12 Tafeln.

Dieses Werk ist aus einem im Jahre 1972 gehaltenen Vortrag hervorgegangen. Das Manuskript wurde 1974 abgeschlossen, die Nachträge gehen bis Juni 1975. Zum Teil sind darin bisher unpublizierte Pläne enthalten (etwa die Gesamtpläne von Lauriacum und Noviomagus).

In der Einleitung wird das Ziel der Abhandlung umrissen und auf den wichtigen Quellenwert der archäologisch erforschten Innenbauten der Lager für die römische Militärgeschichte verwiesen. Die Archäologie vermag hier die schriftliche Überlieferung mit wichtigen Erkenntnissen zu ergänzen und bestehende Unklarheiten und Widersprüche zu klären.

Der Autor beschränkt sich bei der Auswahl der Lager bewusst auf die eigentlichen Legionslager, wobei zum Teil aber auch Bauten von Hilfstruppenlagern, von Nachschublagern usw. berücksichtigt werden. Der zeitliche Rahmen liegt zwischen der Regierungszeit des Augustus und dem 3. Jahrhundert n. Chr. Spätromische und byzantinische Lagerneubauten werden also ausgeklammert. Etwa 65 Lager sind heute bekannt, die diese Bedingungen erfüllen. Davon sind etwa 20 archäologisch einigermaßen befriedigend untersucht, davon aber nur vier vollständig (Carnuntum, Lauriacum, Novaesium und Inchtuthill).

Der nach der Einleitung folgende Text ist in zwei Abschnitte aufgeteilt, die mit «Die Innenbauten» und «Allgemeine Ergebnisse und neue Fragen» überschrieben sind. Im ersten Abschnitt erfolgt die Einzelbeschreibung der Innenbauten und im zweiten Abschnitt werden diese mit Blick auf das ganze Lager ausgewertet. Dabei wird dem unterschiedlichen Ausgrabungsstand und der bei mehrperiodigen Anlagen oft schlecht bestellten Datierung voll Rechnung getragen. Der Verfasser führt einige neue Bezeichnungen ein. So nennt er die Kasernen neutral Unterkunft und die Principia Lagerforum ohne dafür nähere Erklärungen anzuführen.

Zu Beginn des ersten Abschnittes werden die Kasernen der Mannschaft, der Immunes, der Reiter usw. vorgelegt. Anschliessend bespricht der Verfasser die Gemeinschafts- und Spezialbauten. Dazu gehören die Principia, die religiösen Bauten, die Scholae, die Übungshallen und die Wirtschaftsbauten, um hier nur die wichtigsten zu nennen. Daran schliesst eine kurze Besprechung der «nicht erklärten Bauten» an. Als letztes Kapitel innerhalb des ersten Abschnittes kommt die «Gliederung der Legionslager» zur Sprache. Nach der Anordnung der Kasernen im Lager werden zwei Typen angeführt: 1. Lager, bei denen sich die Kasernen wie ein Rahmen um die Gemeinschaftsbauten legen (z. B. Inchtuthill und Novaesium), und 2. Lager, bei denen die Kasernen in drei Abschnitten angeordnet sind (z. B. Caerlon und Lauriacum). Als Vorteil für den ersten Typ wird der kurze Weg zu den Verteidigungsstellungen auf der Lagerumwehrung angegeben, während beim zweiten Typ die Gemeinschaftsbauten geschlossen beieinander liegen.

Im zweiten, auswertenden Abschnitt wird zu Beginn ausführlich die Frage nach der Stärke der prinzipatszeitlichen Legion untersucht. Die entscheidende Frage ist dabei die nach der Stärke der Centurie. Unbestritten ist allgemein, dass diese, wie der Name schon sagt, 100 Mann aufwies. Für spätere Zeit wird aber (v. a. nach einem Hinweis von Pseudo-Hygin) eine Reduktion auf 80 Mann vermutet. Der Verfasser argumentiert nun dafür, dass die ursprüngliche Stärke beibehalten worden sei. Entgegen ersten Erwartungen kann dieses Problem aber mit den Resultaten des ersten Abschnittes nicht eindeutig beantwortet werden, so dass der Verfasser auf die bekannten schriftlichen Quellen zurückgreifen muss. Es scheint, dass für die endgültige Klärung dieser Frage weitere archäologische Untersuchungen abgewartet werden müssen. – Anschliessend werden sehr ausführlich die schriftlichen Quellen zu den Innenbauten zusammengestellt. An erster Stelle ist die Schrift «de munitionibus castrorum» zu nennen. Es folgen kurze Ausführungen zur «disciplina militaris» und zur Wirtschaftsgeschichte. Danach wird die Baugeschichte der Innenbauten behandelt.

Im Anhang ist neben dem reichen Anmerkungsstück ein kurzer, aber sehr informativer Katalog über die wichtigsten Lager enthalten. Dieser ist nach den Stichworten Lage, Antiker Name, Geschichte, Forschungsgeschichte, Literatur und letzter Plan aufgebaut. Den Schluss der Abhandlung bilden 12 Faltafeln mit den Gesamtplänen der wichtigsten Lager. Diese sind alle im Massstab 1:1000 reproduziert und damit bequem vergleichbar. Ergänzungen sind weggelassen resp. weggeschnitten. Die Vorlagen zu diesen Tafeln werden (wie die Textabbildungen) vor der Einleitung sehr detailliert nachgewiesen.

Diese Abhandlung stellt die erste umfassende Zusammenfassung der Innenbauten römischer Legionslager dar. (Zu demselben Thema äussert sich der Verfasser – zu speziellen Themen sogar ausführlicher als hier – auch an anderem Ort: H. v. Petrikovits, die Spezialgebäude römischer Legionslager, in: *Legio VII Gemina*, herausg. von Catedra de San Isidoro. Instituto Leones de estudios romano-visigoticos [León 1970] 229 ff.) Durch den klaren Aufbau nach den verschiedenen Innenbauten, dem schon erwähnten Kurzkatalog der Lager, den systematisch gegliederten Abbildungen und dem detaillierten Register trägt dieses Werk deutliche Züge eines Handbuchs. Die systematische Behandlung aller Innenbauten eröffnet eine Gesamtschau, wie sie bisher nicht möglich war. Diese Abhandlung zeigt aber auch, dass dieses Thema sehr differenziert angegangen werden muss und die Realität meistens weit vom vielzitierten Idealschema entfernt liegt. Voraussetzung für solche fruchtbare Forschungen ist das enge Zusammenwirken von schriftlichen und archäologischen Quellen, das der Verfasser ausgezeichnet beherrscht. Zum Teil wird in der vorliegenden

Arbeit der Analyse der schriftlichen Quellen sogar mehr Platz eingeräumt als der Auswertung der archäologischen Reste. So ist hauptsächlich das Kapitel über die Baugeschichte vergleichsweise kurz ausgefallen. Auf diesem Gebiet scheinen die Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten noch nicht ausgeschöpft zu sein. Hier muss die weitere Forschung einsetzen und gerade dafür ist diese wichtige Abhandlung der geeignete Ausgangspunkt.

Andres Furger-Gunti

*Mercedes Vegas: Die augusteische Gebrauchskeramik von Neuss, und Auguste Bruckner: Gebrauchskeramik aus zwei augusteischen Töpfereien von Neuss.* Novaesium 6 = Limesforschungen 14. Gebr. Mann Verlag, Berlin 1975. 122 Seiten, 47 Tafeln.

Im vorliegenden 6. Band der Novaesium-Publikationen werden aus den 1955–1963 südlich von Neuss ausgegrabenen rund 22 000 Fundkomplexen die augusteische Gebrauchskeramik (Beitrag M. Vegas, mit Taf. 1–36) und die Gebrauchskeramik aus zwei Töpfereien (A. Bruckner, mit Taf. 37–47) vorgelegt.

Da nach M. Vegas rein augusteische Schichten offenbar nicht vorhanden sind, musste das Fundmaterial von aussen her datiert werden. Aus diesen Gründen ist ein Teil der auch in nachaugusteischer Zeit vorkommenden Keramikformen nicht berücksichtigt worden. Besonders ausführlich werden die dünnwandigen Becher behandelt.

Die Gebrauchskeramik der frühen Militärlager scheint, von lokalen und aus der einheimischen Keramik abzuleitenden Formen abgesehen, eine recht einheitliche Typenauswahl zu enthalten, was mit einer spezifischen «Truppenküche» zusammenhängen dürfte.

A. Bruckner bearbeitet die Funde aus zwei Töpfereien dieses Geländes, in welchen rotgebrannte Ware fabriziert wurde. Die häufigsten Formen sind Krüge. Bei etlichen Stücken aus dem einen Ofen sind seitlich des Henkelansatzes kleine Tonscheibchen angebracht. Diese selten zu beobachtende und wohl einem einzigen Töpfer zuzuschreibende Eigenart konnte an typischem Neusser-Material einmal in Nijmegen beobachtet werden.

Ausser den zahlreichen Krügen sind wenige Trinkbecher gefertigt worden sowie verschiedene Topfformen, darunter als einer der Haupttypen verschiedene Varianten des sog. Halterner Kochtopfs. Diese Formvarianten weisen nach Bruckner darauf hin, dass die Neusser Öfen längere Zeit in Betrieb standen. Unter den Tellerformen ist nur eine einzige mit Standring nachzuweisen (Typus 15).

Die beiden Töpfereien haben nach A. Bruckner trotz leicht unterschiedlicher Typenverteilung mehr oder weniger gleichzeitig in Betrieb gestanden, etwa während der beiden letzten Jahrzehnte v. Chr. bis zu Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr.

Einmal mehr vermisst man in der Reihe der Novaesium-Bände, dass die Befunde und Schichten des Fundplatzes selbst zur Datierung der Objekte herangezogen werden können, was insbesondere für die Datierung der Öfen von Bedeutung gewesen wäre.

Stefanie Martin-Kilcher

*Charles Bonnet: Les premiers édifices chrétiens de la Madeleine à Genève.* Etude archéologique et recherches sur les fonctions des constructions funéraires. Mémoire et Documents, t. VIII, série in-4, Genève 1977. 215 Seiten, 40 Tafeln und 50 Abbildungen auf Autotypietafeln.

Die Ende 14./Anfang 15. Jh. erbaute gotische Pfarrkirche La Madeleine steht auf dem linken Ufer des Genfersees, inmitten eines mit Neubauten stark umstrukturierten Geschäftszentrums von Genf. Im Rahmen der 1914–1918 erfolgten Restaurierung entdeckte der Architekt C. Martin im Baugrund die Überreste dreier älterer Kirchen, welche L. Blondel in der Folge näher charakterisierte. Als die Behörden 1970 die konservierten archäologischen Baureste einem grösseren Publikum zugänglich machen wollten, schlug der für die Realisierung betraute C. Bonnet, wiss. Assistent des Genfer Kantonsarchäologen, eine Neuuntersuchung vor. Diese Arbeiten haben sich mehr als gelohnt, konnten doch nicht nur zwei ältere Vorläufer zu den von C. Martin erkannten und verschiedene zugehörige Gräbergruppen ausgemacht, sondern darüber hinaus alle Baureste weitestgehend identifiziert und chronologisch eingeordnet werden.

Die nun vorliegende Publikation bietet gegenüber Blondels Arbeiten ein völlig neues Bild. Da die ältesten Baureste spätrömischen Ursprungs sind, legt der Verfasser in einem 1. Kapitel eine Topographie Genfs am Ende der römischen Herrschaft vor, worin sich der Platz der Madeleine-Kirche ausserhalb des ummauerten Kastells, unterhalb der Ostecke, inmitten einer Begräbnisstätte findet. – In einem 2. Kapitel skizziert C. Bonnet die Geschichte Genfs von der spätromantischen Zeit über den burgundischen Zeitabschnitt sowie die merowingische und karolingische Ära bis zum Jahre 1110, als Bischof Guy de Faucigny die Kirche Sainte-Marie-Madeleine in Genf dem Kloster Saint-Oyen-de-Joux schenkte, nachdem das Gotteshaus wohl im 11. Jh. zur Pfarrkirche erhoben und mit dem von Vézelay aus angeregten Patrozinium beehrt worden war. – In einem 3. Kapitel führt der Verfasser den Leser in die archäologische Problematik ein. Er geht dabei von der Brandschicht mit ins 4. und 5. Jh. datierbaren Keramikfragmenten mit Christogramm und Palmzettendekor aus und zählt dann die wichtigsten frühmittelalterlichen Denkmäler Genfs auf: einerseits Dekorationselemente des frühen 5. Jh. aus der Kathedrale St-Pierre, das bekannte von einer Chorschranke (nicht Altar) der zweiten Hälfte des 5. Jh. stammende Relief aus der Kirche St-Germain, andererseits die in früheste Zeiten zurückreichenden Kirchen: die mit der Kathedrale verbundene Bischofskirche Genfs, die nachmalige Notre-Dame-la-Neuve, die ausserhalb östlich des Kastells um 480 gestiftete Kirche St-Victor und das auf dem rechten Rhoneufer liegende Gotteshaus St-Gervais. – Im 4. Kapitel werden Lage, Orientierung und der natürliche Baugrund beschrieben, während im 5. Hauptteil die Ausgrabungen C. Martins und Veröffentlichungen L. Blondels gewürdigt und die neuen Ausgrabungsmethoden dargestellt werden.

Im 6. Kapitel, umfassend die «Archäologischen Entdeckungen», legt der Verfasser die neu identifizierten Baureste vor:

Eine Memoria in einem spätrömisch-frühmittelalterlichen Friedhof.

Aufgrund der seinerzeitigen Feststellungen L. Blondels muss der Platz, auf dem die spätere Kirche Ste-Madeleine errichtet wurde, in früher römischer Zeit hart am östlichen, ca. 30 m in die Uferzone eingreifenden Hafen gelegen haben, wo sich ein Maria-Heiligtum befunden haben soll. Am Kirchenstandort selber hatte damals ein grösseres Gebäude gestanden, das durch die Invasionen im späten 3. Jh. zerstört worden war. In

diesem Ruinenfeld nun wurde im 4. Jh. ein Friedhof und innerhalb desselben eine Memoria, eine kleine quadratische Kapelle erbaut, in deren Boden und in Form von «Loculi» auch in der südlichen Längsmauer viele Körpergräber angelegt wurden. Anhand der Form der Sarkophage, einer Zwiebelknopffibel, grauer und orangeüberzogener gestempelter Terra sigillata sowie aufgrund der Form der Gräber und der Memoria, für die es allein aus der Schweiz verschiedene Analogien gibt, wagte der Verfasser eine Datierung ins 5. Jh.

Eine Kirche des 6. Jh.

Von einem an die Memoria später angefügten Gebäude fand der Verfasser Reste einer tiefen Apsis sowie Teile je einer Süd- und Westmauer, einer Südwest- und Nordwestecke und dazu Fundamentreste einer zweiten Süd- und einer entfernter erstellten Westmauer. Apsis, Orientierung, Einbezug der Memoria und eine Vielzahl von Sarkophag-Gräbern liessen diese Fundamente als Überreste einer Begräbniskirche identifizieren. Für die Datierung in die Zeit um 500 sind vor allem wichtig die Form der Sarkophag-Gräber und der Grundrisse der Kirche, zu welcher der Verfasser allein in der Schweiz eine grössere Anzahl guter Vergleichsbeispiele vorlegen kann.

Ein Kirchenneubau um 700.

Die erste Kirche muss zufolge des schlechten Baugrundes abgebrochen und – unter weitestgehender Wiederverwendung ihrer Fundamente – durch einen Neubau ersetzt worden sein. Zu diesem Schluss kam der Verfasser durch eine über den Fundamenten durchgehende Erdlinse, das Vorhandensein zweier Mörtelarten und das teilweise Zurückspringen des neuen Mauerwerkes gegenüber dem alten. Zudem schlug er zum Neubau – besonders aufgrund von weiteren Gräbern nördlich der Apsis und westlich der Kirchenwestmauer – einen vor die West- und Nordseite gestellten winkelförmigen Anbau, der im Osten in einen quadratischen Chorabschluss ausgemündet haben muss. Die Datierung um 700 ermöglichten ausschliesslich die Konstruktionsart der Sarkophag-Gräber aus Sandsteinplatten und der trapezoide Grundriss, während die aus einem weiten geographischen Raum vorgezeigten Analogien weniger grundrissliche als vielmehr bestattungsräumliche Verwandtschaftselemente – eben im Sinne von Begräbniskirchen – aufzeigen.

Eine Rechteckkirche mit Apsischor karolingischer Zeit des 9. Jh.

Anstelle der bisherigen Art der Begräbniskirche wurde eine kleinere Rechteckkirche mit Apsischor und – in der Mitte des Schiffes, etwas nördlich abgerückt – ein Taufstein errichtet. Im Gegensatz zur Memoria und den älteren Begräbniskirchen zieht der Verfasser für die Datierung dieser Kirche demographische Überlegungen und analoge Grundrisse aus der nächsten Umgebung heran.

Eine Rechteckkirche mit eingezogenem Chor des 11. Jh.

Dieser Kirchenbau entstand unter Verlängerung des karolingischen Schiffs nach Osten und Anfügung eines eingezogenen rechteckigen Chors. In ungefähr Chortiefe vor diesem, d. h. in der Mitte des Gebäudes, waren je vor der nördlichen und südlichen Längsmauer zwei Fundamentblöcke eines Chorbogens konstruiert, während der Taufstein offenbar am Ort des karolingischen Vorgängers aufgestellt worden sein muss. Für die Datierung dieser hochmittelalterlichen Kirche zieht der Verfasser ausser Analogien aus der Nachbarschaft die erste Erwähnung der Kirche Ste-Madeleine von 1110 heran.

Im 7. Kapitel wird das Fundgut vorgelegt: Fragmente einer Inschrift des 6./7. Jh., von Stuckdekor des 5. und 6. Jh., die Zwiebelknopffibel des 4. Jh., 26 römische und spätmittelalterliche Münzen usw., während im 8. Kapitel die frühchristlichen

Begräbnisbauten, die Memorien, die ersten Begräbniskirchen der Genfer Region sowie die Architektur solcher Bauten im 6. und 7. Jh. und die analogen Gebäude nachkarolingischer Zeit beschrieben werden, als die privaten Kapellen und Grüfte innerhalb und ausserhalb der Kirchen aufkamen. – Das 9. Kapitel beinhaltet die Entwicklung der Architektur und Funktion der Begräbnisgebäude: der Memorien, der Begräbniskirche, deren Wandlung zur Pfarrkirche – sowie das Aufkommen der privaten Grabbauten, und der Verfasser beschliesst das Buch mit einer Zusammenfassung.

In einem mit «Annexes» überschriebenen Teil finden sich die Beschreibung der anthropologischen Reste aus 32 Gräbern (von B. Kaufmann), die Analyse einer Kalküberschüttung über einem spätrömischen Kindergrab (von F. Schweizer), die Analysen der Bodenmörtel der Memoria (von V. Furlan), die Deutung eines Grossinschriften-Fragments (von J.-E. Genequand) und die Bestimmung der 37 Münzen (von C. Martin). Den Schluss bilden eine Bibliographie sowie Indices von Personennamen, «Vocables», Ortsnamen, Begriffen. Der grosse Abbildungsapparat verteilt sich auf 40 grossformatige Pläne und kleinere Zeichnungen aller Art im Text, alle als «planches» bezeichnet, und auf 50 Autotypen auf nicht eigens nummerierten Kunstdrucktafeln, deren Legenden in einem eigenen Verzeichnis beigegeben sind.

Die vorliegende Publikation ist eine zur Monographie, ja zu einer Art Handbuch ausgebaute Dissertation der Universität Lyon II. Es ist eine «Meisterarbeit». Die Darstellung der einzelnen Bauetappen ist vorbildlich: Beschreibung, Datierung, Rekonstruktionsversuch, Analogien. Ähnliches gilt auch für die Behandlung der Gräber. Allerdings vermisst man bei der Vorlage der Analogien zur zweiten Begräbniskirche den Hinweis auf die frühmittelalterlichen Saalkirchen, die A. A. Schmid im Aufsatz über «Die frühmittelalterliche Kirche von Sursee» (in: «700 Jahre Stadt Sursee», Sursee 1956) S. 57ff, vorgelegt, besonders aber auf S. 64 zusammengestellt hat. Bei den Planvorlagen der Bauetappen wünschte man sich Grundriss und Rekonstruktion näher, wenn nicht sogar einander gegenübergestellt. Diesem Vorgehen war aber offenbar der Massstab 1:100 hinderlich. Analogerweise wäre es wohl tunlich gewesen, wenn bei der jeweiligen Aufreihung der Analogien der Massstab 1:400 angewendet worden wäre.

Walter Drack

Joachim Werner (Hrg.): *Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961–1968*. Mit Beiträgen von A. Radnóti (†), W. Haas, W. Volkert, J. Werner, A. France-Lanord, W. Ruckdeschel, G. Ziegelmayr, H. U. Nuber, B. Bischoff, H. Fillitz, M. Weidemann, F. Prinz, G. Pohl, B. Overbeck, P. R. Franke, W. Czysz, I. Fingerlin. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 23 (Text- und Tafelband). München 1977. 18 und 584 Seiten, 19 Tabellen sowie 137 Abbildungen und Faltpäne im Textband; 204 Schwarzweiss tafeln, 1 Farbtafel und 2 Planbeilagen im Tafelband.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um ein sehr umfangreiches Werk, an dem neben dem Herausgeber nicht weniger als 16 weitere Autoren mitgearbeitet haben. Sein Inhalt betrifft im wesentlichen die Ergebnisse und Auswertung von drei örtlich getrennten Grabungen, welche in den Jahren 1961–1968 innerhalb und ausserhalb der Stadtpfarrkirche von St. Ulrich und Afra durchgeführt worden sind.

Die Kirche von St. Ulrich und Afra besteht in ihrer heutigen Gestalt aus einem spätgotischen Ziegelbau des 15. und 16. Jahrhunderts. Sie liegt rund einen Kilometer südlich der

spätantiken Stadtmauern von Augusta Vindelicum, wo eine römische Fernstrasse in südlicher Richtung über Abodiacum (Epfach) nach Italien führte.

Südöstlich der Chorapsis wurde 1953–1956 von L. Ohlenroth die in Ruinen zerfallene St. Godehardkapelle untersucht, welche der Ausgräber damals als die ursprüngliche Begräbnisstätte der heiligen Afra und des heiligen Ulrich identifizieren wollte. Erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts seien die Gebeine der Heiligen in den romanischen Vorgängerbau der heutigen Stadtpfarrkirche überführt worden, wo man demzufolge keine älteren Fundamente erwarten müsse, was sich dann 1958 anlässlich einer oberflächlichen Sondierung in der Kirchenmitte auch zu bestätigen schien.

Es wäre auf diese Vorgeschichte der Grabungen von St. Ulrich und Afra nicht näher einzugehen, wenn sie nicht unabsehbare Folgen gehabt hätte. Denn als ab 1958 der Augsburger Bischof den Einbau einer unterirdischen Gruftkapelle in der Kirchenvierung erwog, liess die Fehlinterpretation von L. Ohlenroth keine ernstlichen Bedenken gegen einen derart massiven Eingriff aufkommen. Im Gegenteil wurde das Projekt am 2. Mai 1961 auch vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege endgültig gebilligt. Umso grösser war dann aber die Überraschung, als schon kurz nach dem am 16. Oktober 1961 erfolgten Baubeginn der für den Aushub eingesetzte Bagger aufsehenerregende Funde ans Tageslicht förderte. Sogleich wurde unter der Leitung von A. Radnóti eine Notgrabung angeordnet, die dann allerdings während ihrer ganzen Dauer mit den rigorosen Baumassnahmen Schritt halten musste, weil die Betongruft bis zum Ulrichsfest am 4. Juli 1962 fertiggestellt sein sollte.

Trotz der sehr ungünstigen Grabungsbedingungen sind aber die Entdeckungen, welche in der 15 m auf 20 m grossen und bis zu 4,5 m tiefen Baugrube gemacht wurden, eindrucksvoll und von hohem wissenschaftlichem Interesse. Es handelt sich im wesentlichen um 22 spätrömische und zehn frühmittelalterliche Bestattungen sowie um die direkten oder indirekten Spuren von mindestens fünf Vorgängerkirchen. Mit der daraus ersichtlichen örtlichen Kirchenbautradition dürfte schon ohne weiteres feststehen, dass weder das ursprüngliche Ulrichsgrab noch die Anfänge des Afrakultes ausserhalb des heutigen Gotteshauses gesucht werden müssen. In dieselbe Richtung weisen aber auch die durch Inschriftsteine nachgewiesenen Grabanlagen von Uodalman und Witgar aus dem früheren bzw. späteren 9. Jahrhundert. Obwohl man es hier mit zwei bekannten Augsburger Bischöfen zu tun hat, würde nämlich ihre Bestattung in einem noch karolingischen Kircheninnern unter Umständen Probleme aufwerfen, wenn sich nicht eben ein topographischer und kultischer Bezug zum Afragrab voraussetzen liesse.

Allerdings konnte der ursprüngliche Standort des Afragrabes innerhalb der eng begrenzten Grabungsfläche von 1961/1962 nicht ermittelt werden. Er wird daher im Bereich hinter dem heutigen Altar von St. Afra vermutet und dürfte sich inmitten einer grösseren spätrömischen Nekropole befinden haben, zu der die erwähnten 22 beigabenarmen und beigabenlosen Bestattungen aus dem 4. Jahrhundert zählen.

Auch von einer frühesten Afrakirche fehlen bislang jegliche Spuren. Der älteste festgestellte Steinkirchenbau kommt dafür schon aufgrund seiner beträchtlichen Grösse nicht in Frage und muss keineswegs bereits mit jenem Gebäude identisch sein, in dem nach dem Zeugnis von Venantius Fortunatus um 565 n. Chr. die Gebeine der Augsburger Patronin verehrt wurden. Ein terminus ad quem oder ante quem für diese merowingerzeitliche Kirche ergibt sich aber immerhin aus den genannten zehn frühmittelalterlichen Bestattungen, die wohl alle ins zweite und dritte Viertel des 7. Jahrhunderts gehören und nach dem

freigelegten Kirchenfundament orientiert waren. Der vorzügliche Erhaltungszustand der in ihnen konservierten Kleidungsstücke und Totenbeigaben setzt unbedingt einen stets überdachten Raum voraus. Es handelt sich mehrheitlich um sehr aufschlussreiche Grabinventare mit Reit- und Wehrausrüstung, mit Lederstiefeln und zum Teil schnallenbeschlagenen Ledergürteln sowie mit Überresten von Kleidern aus Leinen, Wolle und Pelz. Hinter den verstorbenen Individuen verbergen sich sowohl Augsburger Äbte/Bischöfe (Grab 1 und Grab 8?) als auch adelige Laien, deren öffentliche Stellung aber in jedem Falle so verdienstvoll gewesen sein muss, dass sie einer Grabstätte in unmittelbarer Nähe von St. Afra als würdig befunden wurden.

Als weiterer wichtiger Aspekt kommt hinzu, dass mehrere Ausstattungselemente aus den zehn Gräbern eine eindeutig westliche Provenienz erkennen lassen. Hierher gehören insbesondere die mit einer Darstellung des Jonaswunders versehene Knochenschnalle aus Grab 9 und die aus Messing gefertigte und mit Kreuz, Schlange und zwei Flügelgreifen verzierte Reliquiarschnalle aus Grab 8. Beiden Beschlägtypen widmet J. Werner breitangelegte Exkurse, in denen ihrer landschaftlichen Herkunft, ihrer ikonographischen Aussage und dem gesellschaftlichen Standort ihrer Hersteller und Träger nachgegangen wird. Man hat es bei diesen in Augsburg aufgefundenen Schnallenbeschlagen nicht mit Handelsimporten zu tun, sondern die betreffenden Trachtbestandteile dürften mit und an ihren endgültigen Besitzern aus dem Westen nach Bayern gelangt sein. «Wer noch zu Beginn des 7. Jahrhunderts Gürtel mit Reliquiarschnallen trug, kam aus Burgund, war ein Romane und hielt sich an die Bräuche seiner Heimat, auch wenn er erst unter der Regierung Chlotars II. und Dagoberts I. ausserhalb des ehemaligen Teilreichs Burgund tätig wurde» (S. 328). Die Frage lautet sogar, ob in Zusammenhang mit der vom burgundischen Kloster Luxeuil ausgehenden Missionsbewegung die bei St. Afra bestatteten Fremden aus dem Westen nicht zu den Bauherren einer neuen und grossen Kirche über dem Märtyrergab gehört haben könnten. Die hinsichtlich der Lokalisierung und Identifizierung der Schnallenwerkstätten und ihrer Meister gemachten Überlegungen halte ich dagegen für eine leise Überforderung der archäologischen Materialbasis. Denn der Tatbestand der Beigabensitte darf niemals übersehen werden, und um mehr als «Spekulationen» kann es sich nicht handeln, wie J. Werner selber am Schlusse seiner diesbezüglichen Ausführungen zugesteht (S. 323). Trotzdem müssen auch solche Probleme erst einmal aufgeworfen werden, damit die Forschung vielleicht mit der Zeit über die gängigen Auswertungsergebnisse hinauskommt.

Die zwischen 1963 und 1968 an der Südseite und nördlich der Kirche von St. Ulrich und Afra unternommenen Ausgrabungen bestätigten das Vorhandensein einer ausgedehnten spätrömischen Nekropole. Von der Südseite der Kirche, wo die im letzten Weltkrieg weitgehend zerstörten Klostergebäude aus dem späten 17. Jahrhundert inzwischen dem Neubau eines Diözesanzentrums gewichen sind, werden allein 211 spätrömische Erd-, Holzsarg- und Ziegelplattengräber genannt. Ihre Grobdatierung in die Spätantike basiert zur Hauptsache auf stratigraphischen Beobachtungen und dem Nachweis von 9–16 cm langen Sargnägeln, während aber nur 21 Individuen mit eigentlichen Grabbeigaben ausgestattet waren. Es handelt sich fast ausschliesslich um weiblichen Schmuck aus dem zweiten Drittel des 4. Jahrhunderts, der aber nicht unbedingt das effektive Ende des spätrömischen Bestattungsplatzes bedeuten muss, sondern bloss das stufenweise Erlöschen der Beigabensitte aufzeigen kann.

Wie aus vier Steinkistengräbern und einigen merowingerzeit-

lichen Streufunden hervorgeht, hatte man innerhalb dieses spätrömischen Friedhofs – in freilich nicht faktisch belegbarer Kontinuität – auch während des 6. und 7. Jahrhunderts weiterbestattet. Allerdings blieben die frühmittelalterlichen Bestattungen auf eine Schmalfläche entlang des heutigen Kirchengebäudes beschränkt, während die spätantiken Sepulturen viel weiter nach Süden reichten, wo aber eine Grubenhütte des 7.–8. Jahrhunderts das Ende der Friedhofbelegung anzudeuten scheint. Durch die nachträglich verfüllten Abfälle von römischem, fränkischem und karolingischem Glas wird das Auflösen dieser Grubenhütte ins 8. Jahrhundert datiert. Es mag vielleicht mit der Errichtung der ersten Klosterbauten in Zusammenhang gestanden haben, von denen fünf Umbauphasen von Holzpfeilerreihen aus dem 8.–10. Jahrhundert und zwei Umbauphasen von Steingebäuden aus ottonischer und romanischer Zeit nachgewiesen werden konnten. Die im letzten Weltkrieg zerstörten Klostergebäude stammten dagegen erst aus dem späten 17. Jahrhundert. Unter ihrem nördlichen Kreuzgang wurden zwei Dutzend Mönchsgräber aus dem 17. und 18. Jahrhundert ausgegraben, wovon sich eines als die Bestattung von Abt Romanus Daniel (1674–1694) identifizieren liess. An Grabbeigaben der Mönche fanden sich Kreuzfixe, Rosenkränze, Kreuzanhänger sowie eigenartige Verschlussbleche aus Bronze, deren Deutung bisher nicht gelungen ist.

Insgesamt stellt die Publikation über die Ausgrabungen von St. Ulrich und Afra in Wort und Bild eine ungewöhnlich gründliche Bestandesaufnahme dar, die mit ihren zahlreichen Exkursen weit über eine bloss materielle Auswertung der archäologischen und anthropologischen Befunde hinausgeht und besonders von seiten der spätrömischen und frühmittelalterlichen Archäologie hoffentlich viel Widerhall finden wird. Impulse und Ansatzstellen sind jedenfalls in grosser Zahl vorhanden. Man muss es aber dem Rezensenten verzeihen, wenn er in der Fülle von Ergebnissen und Anregungen den einzelnen Autoren mit ihren grösseren und kleineren Beiträgen in dieser kurzen Buchbesprechung nicht genügend gerecht wird. Bei verschiedenen Unterkapiteln hätte man sich allerdings auch eine bessere Koordination vorstellen können. Denn ganz abgesehen von A. Radnóti's Fundbericht ist der Band keineswegs frei von Überschneidungen, Wiederholungen und Modifizierungen, die man sich teilweise wohl hätte sparen können. Obwohl mehrere Zusammenfassungen für eine jeweils vorläufige Zwischenbilanz sorgen, wird meiner Meinung nach das Gesamtergebnis von der Darstellung her doch ein bisschen beeinträchtigt, während aber gleichzeitig die Stimmen und Ansichten der einzelnen Autoren voll zur Geltung kommen können. Wenn man sich freilich die engbegrenzten Grabungsflächen vor Augen hält, konnte es der Redaktion gar nicht um ein abschliessendes Gesamturteil gehen, und so gesehen hat die gewählte Buchdisposition gewiss auch ihre Berechtigung, indem nun von den verschiedenen fachspezifischen Standpunkten aus klare Fragestellungen an künftige Weitergrabungen in St. Ulrich und Afra gerichtet sind. Es steckt sehr viel Arbeit hinter der ganzen Veröffentlichung, und die Kirche von St. Ulrich und Afra verdient eine solche Publizität voll und ganz. Denn «sie ist eine der ganz wenigen Örtlichkeiten in Süddeutschland, wo im Zeichen des christlichen Kultes und der Heiligenverehrung Kontinuität von der Spätantike ins Mittelalter historisch und archäologisch nachweisbar ist» (S. XVIII).

Karl Zimmermann

*Le Léman un lac a découvrir*, 1976, 2<sup>e</sup> édition, Office du livre, Fribourg, par G. Amberger, J.-F. Bergier, P. Geroudet, R. Monod, J.-J. Pittard, R. Revaclier, M.-R. Sauter, 233 pages, 202 figures.

Le sommaire montre la diversité des sujets abordés: origine et géologie, aspects hydrologiques, la vie du lac, biologie des eaux lémaniques, les oiseaux du Léman, les premiers millénaires de vie humaine autour du lac, le Léman et les hommes. En ces sept chapitres, les auteurs, chacun spécialiste dans sa discipline, nous présentent la vie du Léman et de son environnement, ainsi que son histoire géologique et humaine.

R. Pedroli, Directeur de l'Office fédéral de la protection de l'environnement, nous donne en préface les orientations de ce très bel ouvrage fort bien illustré: fournir une nouvelle monographie sur le lac depuis celle de Forel déjà ancienne (1892–1904), ouvrir les yeux sur la beauté de ce milieu naturel et les dangers qu'il encourt actuellement du fait de la pollution. Il y a une leçon à tirer de cette histoire passionnante, l'extension des besoins et appétits de l'humanité a des limites. Un long et patient travail d'équipe fait de ce livre un véritable manuel d'écologie appliquée. Il mérite d'être lu par tous lecteurs, spécialistes ou amateurs de la nature. L'amateur y puisera un grand nombre d'informations, il sortira le spécialiste de sa discipline dans laquelle il est confiné. L'archéologue y trouvera de nouvelles perspectives et une connaissance indispensable du paysage dans lequel il est nécessaire de replacer les cultures humaines ayant cotoyé le lac.

Le géologue cantonal, G. Amberger, nous présente le lac dans son cadre géologique et discute de son origine. Il se déclare pour un Léman, «lac complexe dû à l'érosion fluviale, perturbée par des déformations tectoniques et un remodelage glaciaire tardif». Les sédiments déposés au fond du lac, les fluctuations de son niveau, la morphologie du fond et des rives, les méthodes modernes d'étude et de prospection sont abordés. En ce qui concerne les aspects hydrologiques, J.-J. Pittard nous parle du régime du lac, des précipitations, des nuages, des vents, des vagues, des courants, des marées et des seiches. Différentes croyances au sujet des eaux du Léman sont contestées. Au chapitre suivant R. Monod nous fait approcher la vie du lac sur le plan physico-chimique. L'accent est mis sur le rôle néfaste de l'homme et les façons d'y remédier. Avec la contribution de R. Revaclier on entre dans la vie des organismes vivants peuplant le lac, depuis les êtres les plus microscopiques jusqu'aux poissons. L'article de P. Geroudet et de magnifiques photographies nous initient à la vie des oiseaux du Léman. Des problèmes de protection sont à nouveau posés. Les mammifères sont justes cités. Il ne reste plus que quelques castors et plusieurs espèces de rats. L'homme et le lac, M.-R. Sauter, pour les périodes pré- et protohistoriques jusqu'au Moyen Age, J.-F. Bergier, pour les périodes suivantes, nous entraînent dans ce long périple. Les premières apparitions de l'homme autour du lac se situent à l'époque magdalénienne. Les sites sont rares, ils sont même absents pendant la période suivante, mésolithique. Ce n'est que vers le 4<sup>e</sup> millénaire, au Néolithique, que l'homme s'installe vraiment sur les pourtours du lac. Les stations littorales palafittiques sont nombreuses jusqu'à l'Age du Bronze récent, avec une récession au Bronze moyen. Très peu ont fait l'objet de fouilles scientifiques et elles restent peu connues. La civilisation hallstattienne n'a que touché les rives du Léman. Par contre, à partir du second Age du Fer jusqu'à l'occupation romaine, les agglomérations ne cessent de se développer. Après un abandon des bords du Léman à l'époque mérovingienne l'étonnante force d'attraction de ce lac ne cessera guère de déc-

roître. Les textes permettent alors de considérer le lac d'un point de vue plus économique et politique.

La diversité des sujets abordés, leur abondance en informations et illustrations, ainsi que l'homogénéité créée par la force du sujet, le Léman, et une étroite collaboration entre les auteurs, permettent une lecture enrichissante, facile et agréable. Nous recommandons vivement ce très beau livre.

J. Brochier, M. Joos